

Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge
Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz
Band: 178 (2010)
Heft: 26

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizerische Kirchen- Zeitung

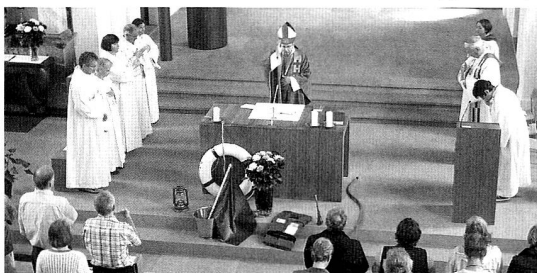
ES BRAUCHT DIE INLÄNDISCHE MISSION NACH WIE VOR

Anfang Juni tagte in Zug die 146. ordentliche Mitgliederversammlung der Inländischen Mission (IM). Die Zahl weist auf eine lange Vergangenheit hin. In der Tat: Die IM ist vor bald 150 Jahren als damals erstes kirchliches Hilfswerk in der Schweiz von engagierten, weit in die Zukunft blickenden Laien gegründet worden. Die heutigen Gegebenheiten sind freilich anders als früher. Die Inländische Mission ist zwar in dieser Zeit die gleiche geblieben, hat sich jedoch immer wieder den geänderten Verhältnissen angepasst. Gerade in den jüngsten Jahren hat sie sich ein neues, zeitgemässes Gepräge gegeben.

Gewandelte Aufgaben

Der erstmals vom seit 2009 verantwortlichen Geschäftsführer Adrian Kempf vorgelegte Jahresbericht zeigt mit aller Deutlichkeit auf, dass es nach wie vor auch im eigenen Land eine «kirchliche Armut» gibt, denn nicht überall existiert ein Finanzausgleich, der mithilft, die finanziellen Bedürfnisse

40 Jahre Laientheologinnen und -theologen im Bistum Basel
Viele Mitarbeitende feierten mit Bischof Kurt Koch (vgl. S. 504).



abzudecken. Dank den Spendeneingängen (Betttagsoffer, Epiphaniekollekte, Vermächtnisse, Beiträge von Pfarreien und Kirchgemeinden) konnten im vergangenen Jahr, wie dem Geschäftsbericht zu entnehmen ist, 37 persönliche Hilfen an Seelsorgende im Umfang von 223 000 Franken geleistet werden. 746 000 Franken sind für einzelne Pfarreien, Institutionen und Projekte weitergeleitet worden, und 46 000 Franken flossen als Bauhilfen à fonds perdu an 8 Pfarreien. Zudem erhielten Pfarreien aus dem Epiphanieopfer zinsgünstige Darlehen für notwendige Restaurationen von kirchlichen Bauten.

Mit neuem Schwung

Als Vertreter der Schweizer Bischofskonferenz nahm erstmals der St. Galler Diözesanbischof Markus Büchel an der Jahresversammlung teil. Er betonte in seinem Grusswort die pastorale Dimension dieses Hilfswerkes. Wohl gehe es primär um Geld, letztlich jedoch um Seelsorge, die ohne Finanzen nicht möglich sei. Der Präsident der IM, Ständerat Paul Niederberger (NW), dankte dem abtretenden SBK-Vertreter, Bischof Ivo Fürer, für dessen Engagement zugunsten der Inländischen Mission. Neu in den Vorstand wurden gewählt: Dr. René Zihlmann (Zürich), Direktor des Laufbahnzentrums der Stadt Zürich, und Dr. Urs Staub (Bern), Sektionschef für Kunst und Design im Bundesamt für Kultur. Die Versammlung, welche die Rechnung und den Geschäftsbericht einmütig guthiess, schloss mit einem dringenden Aufruf an alle Seelsorgenden, die IM weiterhin kräftig zu unterstützen.

Arnold B. Stampfli

493
INLÄNDISCHE
MISSION

494
LESEJAHR

496
SIMONE WEIL

499
KIPA-WOCHE

504
LAIEN IM
KIRCHLICHEN
DIENST

506
AMTLICHER
TEIL

WO IST DER ORT GOTTES?

15. Sonntag im Jahreskreis: Lk 10,20–35

Als Primarschüler war es für mich völlig klar, dass die Kirche in Stein am Rhein der Ort war, an dem Gott wohnt. Genau im Tabernakel wohnte er. So hatte ich es im Religionsunterricht gelernt. Diese Kirche war auch in besonderer Weise mit meiner Familie verbunden. Die arme kleine Diasporagemeinde hatte sie 1911 mit grossem Einsatz erbaut, und meine Gotte, so wurde mir gesagt, war das erste Kind, das darin getauft worden war. Seit ich mich eingehender mit theologischen Fragen beschäftigt habe, hat sich das relativiert. Ich habe gelernt, dass Gott auch an anderen Orten sein kann.

«... was in den Schriften geschrieben steht»

Die Parabel vom barmherzigen Samariter gehört wohl zu den bekanntesten Texten des Neuen Testaments. Jesus begründet darin die Untrennbarkeit von Gottes- und Nächstenliebe und der Diakonie als zentralen Glaubensvollzug der Kirche. Wenn hier das Evangelium im Dialog mit dem Judentum gelesen werden soll, ergibt sich ein ganzes Feuerwerk von zeitgeschichtlichen Bezügen. Es geht aber auch um eine noch viel grundsätzlichere Frage: Wie hat Jesus selbst – vermittelt durch den Evangelisten Lukas – die Heiligen Schriften verstanden?

Ein Schriftgelehrter fragt, was er tun müsse, um das ewige Leben zu gewinnen. Mit dieser Frage stellt er bereits eine ganz wichtige Weiche für den Text: Es geht um das Tun. Das ewige Leben entscheidet sich darin, wie das Leben im Hier und Jetzt gestaltet wird. Jesus stellt zwei Rückfragen: «Im Gesetz – was ist geschrieben? Wie liest du?» Die Frage Jesu geht auf den Inhalt der Tora und deren Auslegung hin. Der Schriftgelehrte antwortet mit einem Zitat und beantwortet damit nur die erste Frage Jesu: die nach dem «Was». Jesus gibt ihm recht und fordert ihn auf, diesem «Was» entsprechend zu handeln. Die Frage und die eigene Antwort sind dem Schriftgelehrten offensichtlich reichlich banal vorgekommen. Er verteidigt sich durch eine neue Frage: «Und wer ist mein Nächster?» Das Spannende ist eben die Frage, wie etwas in der Tora gemeint ist. Auf diese Frage antwortet Jesus mit der Erzählung vom barmherzigen Samariter.

Das Schriftzitat in Lk 10,27 steht so nicht in der Tora. Der Schriftgelehrte kombiniert zwei Sätze aus zwei unterschiedlichen Büchern. «Darum sollst du den Herrn, deinen Gott, lieben mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele und mit ganzer Kraft.» Dieses

Zitat stammt aus dem biblischen «Shema Yisrael» aus dem Buch Deuteronomium (Dtn 6,5). Es ist im Judentum eines der ganz wichtigen persönlichen und gemeindlichen Gebete. Es ist auf einem Pergament in den Tefilin (Gebetskapseln) und Mesusot (Kapseln an den Türstöcken) enthalten. Wenn der Gesetzesgelehrte diesen Satz zitiert, spricht er einen Grundkonsens aus, der im damaligen Judentum ebenso Geltung hatte wie im heutigen, und den wohl auch alle Christinnen und Christen ohne Bedenken unterschreiben würden. Der andere Text stammt aus dem Buch Levitikus: «Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst» (Lev 19,18). Gottes- und Nächstenliebe stehen auf einer Stufe. Sie bilden für den Gesetzeslehrer die «Mitte der Schrift», ihr Herz und ihr Zentrum. Sie stellen das Verhältnis des Menschen zu Gott auf dieselbe Stufe wie das Verhältnis des Menschen zum Nächsten. Wichtig ist mir, dass es der jüdische Schriftgelehrte ist, der diesen Zusammenhang zwischen Gottes- und Nächstenliebe herstellt. Lukas denkt gar nicht daran, ihn als jesuanisches Spezifikum darzustellen.

Jesus radikalisiert die Frage nach dem Verhältnis von Gottes- und Nächstenliebe durch seine auslegende Erzählung. Sie ist sowohl formal als auch inhaltlich ein Meisterstück. Gerade weil sie so vieldeutig ist. Die Form der Erzählung ist klassisch. Zwei – Priester und Levit – gehen vorbei, der dritte bleibt stehen. Klassisch ist, dass die Handlung des dritten die unerwartetste ist. Samaritaner, insinuiert die Erzählung, sind doch das Allerletzte. Allerdings: Wenn man Märchen kennt, weiss man spätestens nach der zweiten Person, die vorbeigegangen ist, dass die dritte stehen bleiben wird. Auch wenn er der Samaritaner ist. Nach dem Priester und dem Leviten würde man erwarten, dass ein israelitischer Laie vorbeikommt. Dieser aber fehlt. Ich nehme an, dass Lukas diese Rolle im sozialen Gefüge Israels bewusst auslässt. So können sich die Leserin und der Leser in diese Situation begeben: Wie hätte ich gehandelt?

Im Gespräch mit Lukas

Als ich die Erzählung vom barmherzigen Samariter für mich übersetzt habe, bin ich am Wort «topos» – Ort – hängengeblieben. Es wird in diesem Text nur einmal verwendet. Lukas schreibt: «Auch ein Levit kam zu dem Ort; er sah ihn und ging weiter» (Lk 10,32). Mir ist spontan die Erzählung von Jakobs Traum in den Sinn gekommen (Gen

28,10–22). In dieser Erzählung gelangt Jakob auf der Flucht vor seinem Bruder Esau zu einem «Ort». Im Traum sieht er eine Leiter vom Himmel zur Erde reichen, auf der Engel auf- und absteigen. Oben steht Gott. Er verheisst Jakob eine Zukunft und Nachkommenschaft. Am darauffolgenden Morgen stellt Jakob eine Stele auf, weihet sie und nennt den «Ort» Bet-El, Haus Gottes, weil an dieser Stelle die «Säule des Himmels» steht, wie es die Septuaginta formuliert. Die andere Erzählung über den heiligen Ort ist Ex 3,5, die Erzählung vom brennenden Dornbusch. Hier spricht Gott zu Mose: «Komm nicht näher heran! Leg deine Schuhe ab; denn der Ort, wo du stehst, ist heiliger Boden.» In der rabbinischen Literatur ist «Ort» (hebräisch: *maqom*) ein Name Gottes geworden, der für das Tetragramm JHWH verwendet wird. Ich fragte mich: Ist auch der «Ort» bei Lk 10,32 ein Ort Gottes? In den meisten Belegen im Lukasevangelium steht dieser «Ort» mit Jesus und seinem Wirken in Verbindung. Er erscheint etwa im Zusammenhang mit dem Ort der Geburt: Es gab für die Familie keinen Platz in der Herberge (Lk 2,7). Ein «topos» ist auch die Schriftstelle aus Jes 61,1–2, die Jesu in der Synagoge von Nazareth vorliest und auslegt und die seine Mission vorzeichnet (Lk 4,17). Der Ruf Jesu verbreitet sich an jeden Ort der Umgebung (4,37). Werden diese Orte durch die Präsenz Jesu zu «Orten» Gottes? Ebenfalls ein «topos» ist der Ort, an dem Jesus seine Seligpreisungen spricht (Lk 6,17) und wo er das Herrengebet weitergibt (Lk 11,1). Ein «topos» ist schliesslich auch der Ort der Kreuzigung (Lk 23,33): «Und dann kamen sie zum Ort, der Kranion genannt wurde», so die griechische Formulierung. Mir scheint, dass Lukas das Wort «Ort» sehr bewusst für die Anwesenheit Gottes verwendet. Im lukanischen Kontext: Gott ist für ihn dort anwesend, wo Jesus das Reich Gottes tut. In der jüdischen Tradition wird das durch den Begriff des Wohnens Gottes – *Shekhina* – bezeichnet. Der Ort, wo der Verwundete und Hilfsbedürftige liegt, ist der «Ort Gottes», weil sich dort im *Tun* die Tora erfüllt. Das macht es so provokant, dass Priester und Levit einen Bogen um diesen Ort machen. Sie machen in der Parabel einen Bogen um Gott selbst, wenn sie den «Gottesdienst» über die Nächstenliebe stellen!

Hans Rapp

Dr. Hans Rapp ist Leiter des Katholischen Bildungswerkes Vorarlberg im Diözesanhaus in Feldkirch.

MARTA UND MARIA

16. Sonntag im Jahreskreis: Lk 10,38–42

Zwei Frauen, ein Mann: Marta übt die klassischen Tätigkeiten der Hausfrauenrolle aus. Ihre Schwester Maria lässt die Arbeit ruhen, um dem Meister zuzuhören. Marta wendet sich nicht an ihre Schwester mit der Bitte, ihr zu helfen, sondern an den Meister. Er möge ihrer Schwester mitteilen, dass sie ihr helfe. Dieser erteilt ihr jedoch eine Abfuhr.

Die Geschichte von Marta und Maria zählt zum lukanischen Sondergut. Sie ereignet sich auf der Reise Jesu nach Jerusalem. Ihr geht die Geschichte des barmherzigen Samariters voran, und es folgt die Anweisung zum rechten Gebet. Es liegt nahe, die Geschichte nicht allein im Hinblick auf die Rollenverteilung von Männern und Frauen zu lesen, sondern zugleich die Bedeutung der Beschäftigung mit der Tora zu betonen.

Stolperstein

Eine der Gefahren in der Auslegung dieses Textes besteht darin, Jesus als Emanzipator von Frauen zu zeichnen und ihn ausserhalb der jüdischen Tradition des ersten Jahrhunderts zu verorten. Eine Gegenüberstellung von vermeintlich frauenfreundlichem Frühchristentum und vermeintlich rabbinisch negativer Haltung gegenüber Frauen entspricht nicht dem komplexen historischen Sachverhalt.

Jüdische Kontexte

Maria setzt sich zu Füßen Jesu, um seine Worte zu hören. Jesu Worte, das ist die Auslegung der Tora, der Weisung Gottes für ein gelingendes Leben. Im Verständnis der jüdischen Tradition meint Tora nicht allein das Studium der fünf Bücher Moses, sondern umfasst die ganze schriftliche und mündliche Lehre. Der Begriff Tora wird auf ähnliche Weise wie der Begriff «Evangelium» verwendet. Damit können konkrete Schriften gemeint sein; zugleich steht dieser Ausdruck jedoch für die ganze Botschaft der jüdischen bzw. der christlichen Tradition. Die ganze Tora wurde – gemäss der traditionellen Überlieferung – Moses auf dem Sinai «gegeben». Ein Teil wurde niedergeschrieben, ein anderer Teil, die «mündliche Lehre», wurde mündlich von Generation zu Generation weitergegeben. Später wurde auch die «mündliche Lehre» niedergeschrieben: Im Jahr 200 wurde die Mischna von Jehuda Ha-Nasi zusammengestellt. Mischna und Gemara, der Kommentar der Mischna, bilden zusammen den Talmud, dessen Studium bis heute eine zentrale Rolle vor allem im traditionellen Judentum einnimmt.

Talmud und Tora zu studieren hat einen religiösen Eigenwert. Es geht dabei nicht allein darum, die Gebote der Tradition und

ihre Ausführungsbestimmungen kennen zu lernen, denn dies könnte auf effektive Weise anders geschehen. Dvora Weisberg, die Rabbinerin und Professorin für rabbinische Texte am Hebrew Union College in Los Angeles, der liberalen Ausbildungsstätte, beschreibt ihren Weg des Studiums der Tora sehr anschaulich als eine religiöse Erfahrung.

«Als ich sechzehn war, entschloss ich mich, nach einem Sommer in Israel, mehr über das Judentum zu lernen. Ich ging zu meinem Rabbiner und bat ihn um Hilfe. Er sagte mir, ich solle die Bibel lesen. Also ging ich zur Bibliothek der Synagoge, nahm den ersten Band der Bibel vom Regal und begann zu lesen. Mein Neuhebräisch war gut, aber die Kenntnisse meines biblischen Hebräisch waren auf das Auswendiglernen der zwanzig Verse für meine Bat-Mizwa beschränkt. Die englische Übersetzung klang archaisch... Ich las einen Satz auf Hebräisch, dann die englische Übersetzung und dann den Kommentar: von Genesis bis zum Ende der 2. Könige. Die Welt der Bibel begeisterte mich.

Zwei Jahre später belegte ich meinen ersten Talmud-Kurs. Die Sprache und die Terminologie des Textes verwirrten mich... Aber wieder war ich begeistert.

Warum war ich so gefangen genommen von Texten, die so weit von meinen eigenen religiösen Erfahrungen entfernt waren? ... Was macht das Studium der Tora in spiritueller Weise bedeutsam? Weshalb berührt es mich mehr als Kaschrut, der Schabbat oder selbst das Gebet?...

Tora wird in der jüdischen Tradition manchmal als ein Weg beschrieben. Das Studium der Tora stellt für mich einen Versuch dar, diesem Weg zu folgen, der, wie ich glaube, zu Gott führt. Ein Gelehrter des 20. Jahrhunderts antwortete auf die Frage, warum er ein kurzes *davening* (Gebet) vorziehe, um sich dann wieder seinem Studium der Texte widmen zu können: «Wenn ich bete, dann spreche ich zu Gott; wenn ich studiere, dann spricht Gott zu mir. Gottes Stimme existiert als ein Echo in den Texten, aber das Studium ist keine Einbahnstrasse. Das Studium der Tora bringt mich zu einem Dialog mit Gott; wenn Gott mir Fragen und Antworten anbietet, dann begegne auch ich meinen eigenen Anliegen. Das Studium der Tora ermöglicht mir nicht nur, in einen Dialog mit Gott einzutreten; es gibt mir auch die Möglichkeit, Gott nachzueifern.»

Dvora Weisberg zitiert dann eine Geschichte aus dem Talmud, in der Gott im Himmel auf die Unterstützung von Rabbah bar Nahmani angewiesen ist, um seine Ansicht in

der himmlischen Akademie durchzusetzen. Hier zeigt sich eine Besonderheit der jüdischen Tradition: «Selbst Gott, der die Quelle und der Geber der Tora ist, benötigt menschliche Hilfe, um den Text zu verstehen. Dieser Text gibt Menschen die Autorität, Fragen des jüdischen Gesetzes zu entscheiden. Es gibt ihnen die Verantwortung, fortzufahren, die Tora zu studieren und sie zu erschaffen. Wenn ich studiere, dann wird mir bewusst, dass ich eine aktive Teilnehmerin in einem kontinuierlichen Prozess bin, der mit dem jüdischen Volk begangt: einer fortgesetzten Suche nach dem Willen Gottes und unserem Platz im Universum.»

Folgender Aspekt verdient es, hervorgehoben zu werden. Weisbergs Erleben des Studiums von Talmud-Tora als einer Form von religiöser Erfahrung ist nicht ungewöhnlich. Hiermit steht sie in guter Tradition gelebter jüdischer Praxis von Männern durch die Jahrhunderte. Der Text von Weisberg wirft ein anderes Licht auf die Reaktion Jesu. An ihm können Christinnen und Christen die religiöse Bedeutung des Studierens und Diskutierens der Texte der Tradition erkennen. Lesen, Studieren und Diskutieren wird als ein spiritueller Akt erfahren, von Männern und auch von Frauen. Spiritualität kann ihren Ausdruck auch in Form von intellektueller Aktivität finden.

In den vergangenen Jahrzehnten hat sich im Judentum, analog zu den Entwicklungen im Christentum, ein grundlegender Wandel vollzogen. Frauen erforschen und lehren die Tradition: Dies bezieht sich auf alle Gebiete des Judentums: Bibel, Talmud, Halacha, Geschichte, Literatur und synagogale Musik. Wissenschaftlerinnen und Rabbinerinnen deuten und aktualisieren die Tradition auf höchst unterschiedliche Weise: im Rahmen der unterschiedlichen Strömungen des Judentums, von der Ultraorthodoxie bis hin zum liberalen Judentum und darüber hinaus. Das Spektrum jüdischer Auslegung reicht von radikal feministisch bis hin zu sehr traditionellen Formen.

Marta und Maria haben jeweils ihre eigene Stimme: Keine von ihnen schweigt. Jede von ihnen beteiligt sich an den Diskussionen der Gegenwart. Gottes Wort – so die jüdische Tradition – ist nicht im Himmel, sondern auf Erden und wird von Frauen und Männern ausgelegt.

Ursula Rudnick

Prof. Dr. phil. Ursula Rudnick ist Studienleiterin und Geschäftsführerin von Begegnung – Christen und Juden Niedersachsen e.V. und lehrt an der Leibniz-Universität Hannover am Institut für Theologie und Religionswissenschaft.

SIMONE WEIL

Dr. theol. Angela Büchel Sladkovic ist Familienfrau und Vorstandsmitglied des Schweizerischen Katholischen Frauenbundes SKF. Der vorliegende Beitrag ist eine gekürzte Fassung des Vortrags an der 2. Niklaus-Wolf-Tagung vom 6. Februar 2010 in St. Urban.

¹ «Ich kann nicht leben, ohne nicht zumindest den Versuch zu machen, das Geschehene, was immer es sei, zu verstehen.» Das Briefzitat wurde zum Buchtitel. Hannah Arendt: Ich will verstehen. Selbstauskünfte zu Leben und Werk. München ²1997.

²Zur Biographie Simone Weils vgl. Angelica Krogmann: Simone Weil. Reinbek bei Hamburg 1971; Barbara Rohr: Verwurzelt im Ortlosen. Einblicke in Leben und Werk Simone Weils. Münster 2000. Weils Texte in deutscher Übersetzung sind grösstenteils vergriffen. Zum 100. Geburtstag erschien ein neue Textauswahl von Otto Betz (Hrsg.): Schönheit spricht zu allen Herzen. Ein Simone-Weil-Lesebuch. München 2009. Für Lesemuffel und andere Hörbegeisterte ist bei Radio Hörmal (www.hoermal.ch) ein Porträt Simone Weils erhältlich, das eine Einführung in Leben und Werk bietet: Angela Büchel Sladkovic: Sie ist dagewesen, eine grosse Beunruhigende – Simone Weil, 2006, 2 CDs.

³ Simone Weil: Zeugnis für das Gute. Traktate, Briefe, Aufzeichnungen. München 1990, 89.

WISSENSCHAFT UND GLAUBE IN SIMONE WEILS DENK- UND LEBENSWEG

Die «Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art» wahrzunehmen und zu teilen, hat das II. Vatikanum als eine vorrangige Aufgabe der Kirche bestimmt. Eine Kirche, die in solcher Weise hinausgeht in die Welt, hätte Simone Weil, eine faszinierende Frau des 20. Jahrhunderts, die sich in radikaler Weise auf die Fragen und Nöte ihrer Zeit eingelassen hat, angesprochen. Mit der Kirche ihrer Zeit hatte sie ihre Schwierigkeiten. Sie sah ihren Platz auf der Schwelle der Kirche – verbunden mit allem, was ausserhalb ist.

Man bezeichnet Simone Weil gemeinhin als Philosophin, Gewerkschafterin und Mystikerin. Mit diesen drei Bezeichnungen klingen die Verbindungen an, die sich zu Vater Niklaus Wolf ziehen lassen. Beide Persönlichkeiten waren dem Denken und der Wissenschaft gegenüber positiv eingestellt und sahen in der Bildung ein Moment der Befreiung; beide waren politisch engagiert, und beide kann man aufgrund ihrer Gottergriffenheit als mystische Gestalten bezeichnen. Welche Rolle das Wissen und der Glaube in Simone Weils Weg spielten, möchte ich im Folgenden darlegen.

«Ich will verstehen»

Mit diesen Worten erklärte eine Zeitgenossin Weils, die deutsch-jüdische Denkerin Hannah Arendt, den Anspruch ihres Schaffens.¹ Und in der Tat, es war ein ungewöhnlicher Anspruch! Nicht nur, weil Deutschland und mit ihm ganz Europa in Krieg und Terror versanken und Hunger und Existenzkampf das Leben vieler prägten. Sondern auch, weil es eine Frau war, die so sprach. Wissenschaft, Denken, Philosophie waren Sache der Männer. Für die Frauen war in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts eine andere Rolle vorgesehen.

Simone Weil hatte Glück: 1909 in Paris geboren,² gehörte sie zu den ersten Mädchen, denen Gymnasium und Hochschule offenstanden. Sie packte die Chance und war stets eine der Besten. Aufgewachsen in einer bürgerlichen Arztfamilie, in der Bildung selbstverständlich und wichtig war, besuchte sie die Ecole Normale Supérieure, an der die Elite Frankreichs ausgebildet wurde. Anschliessend lehrte sie einige Jahre Philosophie an verschiedenen Mädchengymnasien. Da sie seit ihrem 14. Lebensjahr an unerklärlichen Kopfschmerzen litt, musste sie das Unterrichten jedoch immer wieder unterbrechen.

Simone Weils Weg in die Welt des Denkens verlief nicht ungebrochen. Im Rückblick erzählt sie von einer grossen Krise in der Pubertät. Angesichts

der überragenden Fähigkeiten ihres Bruders André (er wurde ein bekannter Mathematiker) hielt sie sich für mittelmässig. Sie war verzweifelt, da sie «niemals hoffen durfte, den Zugang zu jenem transzendenten Reich zu finden, zu dem einzig die echt grossen Menschen Zutritt haben und in dem die Wahrheit wohnt. Ich wollte lieber sterben, als ohne sie zu leben».³ Nach Monaten innerer Verzweiflung empfing sie dann die Gewissheit, dass alle Menschen die Wahrheit empfangen können, wenn sie sie nur mit ganzem Herzen begehren.

Später wurde Simone Weil das Unterrichten verboten, da sie Jüdin war. Das war in Marseille. Als die Deutschen 1940 in Paris einmarschierten, floh die Familie Weil in den unbesetzten Süden Frankreichs. Im Mai 1942, kurz vor den ersten Deportationen, verliess die Philosophin mit ihren Eltern Marseille wieder in Richtung New York. Doch sie hielt es im Exil nicht aus. Im November gelang es ihr, sich France Libre in London anzuschliessen. Der Kummer aber, nicht bei den Unglücklichen zu sein, nagte an ihr. Erschöpft, schlecht genährt und von der Tuberkulose geschwächt wurde sie hospitalisiert. Am 24. August 1943 starb Simone Weil, 34 Jahre jung.

«Im Kontakt mit dem Objekt»

Ein kurzes, aber intensives Leben. Denn zwischen diese Eckdaten schieben sich weitere wichtige Stationen in Weils Leben. 1932 fuhr sie nach Berlin, um das Aufkommen des Nationalsozialismus vor Ort zu beobachten; 1935 ging sie als Arbeiterin für ein Jahr in die Fabrik; 1936 sah sie sich innerlich gedrängt, am Spanischen Bürgerkrieg teilzunehmen. Dies waren ungewöhnliche Wege für eine Philosophielehrerin. Doch Simone Weil war überzeugt, dass Wahrheit nicht in der Studierstube, sondern nur im Kontakt mit dem Objekt zu finden ist. Die konkrete Wirklichkeit gilt es zu verstehen und auf mehr Gerechtigkeit hin zu verändern.

Simone Weil wurde in eine jüdische Familie geboren, in der nicht praktiziert wurde. Man wollte nichts anderes als eine normale französische Familie sein. Während bei Vater Wolf sein Engagement für die kleinen Leute von seinem Gottesglauben getragen und motiviert war, war es bei Simone Weil ihre Verbundenheit mit den Arbeiterinnen und Arbeitern, die sie Christus nahebrachte. Körperlich und seelisch von der Fließbandarbeit gezeichnet, fuhr sie 1935 nach Portugal. In einem kleinen Fischerdorf traf sie auf eine Prozession und hörte die Frauen traurige Lieder singen. «Dort hatte ich plötzlich und für immer die Gewissheit, dass das Christentum die Religion der

Sklavinnen und Sklaven ist, und dass die Sklavinnen und Sklaven nicht anders können als ihm anhängen, und ich unter den übrigen.»⁴ Simone Weil spricht im Rückblick von einer ersten «Berührung mit dem Katholizismus». Zwei Jahre später fühlte sie sich in einer Kirche in Assisi von einer höheren Macht gezwungen, hinzuknien. Die dritte Berührung geschah in der Benediktinerabtei Solesmes, wo sie 1940 die Ostertage verbrachte. Während sie ein Gedicht rezitierte, wurde sie von Christus ergriffen. Trotz weiterer mystischer Erlebnisse wäre es falsch, Simone Weil als Gottsucherin zu bezeichnen. Sie lehnt den Ausdruck ab, da ihr die Gefahr gross erscheint, dass man unter der Etikette «Gott» anderes sucht wie Bestätigung, Ansehen, Trost.

«Die kostbarsten Güter soll man nicht suchen, sondern nur erwarten. Denn der Mensch kann sie aus eigenen Kräften nicht finden, und wenn er sich auf die Suche nach ihnen begibt, findet er statt ihrer falsche Güter, deren Falschheit er nicht zu erkennen vermag.»⁵ Es sind diese Zusammenhänge, die Simone Weil von der reinigenden Kraft des Atheismus sprechen lassen. Das Zerschneiden aller Bilder gehört zur Erfahrung des Göttlichen. Simone Weil erinnert explizit an die Mystik: «... wenn Gott so voll Bedeutungen geworden ist wie der Schatz für den Geizigen, sich eindringlich wiederholen, dass er nicht existiert. Empfinden, dass man ihn liebt, selbst wenn er nicht existiert. Er ist es, der sich durch das Wirken der dunklen Nacht zurückzieht, um nicht geliebt zu werden wie ein Schatz durch den Geizigen.»⁶ Das Gottesverhältnis zeichnet sich durch Liebe und Freiheit aus und widerspricht jedem Verhaftet-Sein.

Zur Aufklärung und ihrer Dialektik

Simone Weil war ein überzeugtes Kind der Aufklärung. Wissen ist Macht, und Aufklärung ein Schritt aus Unmündigkeit und Abhängigkeit. In ihrem Engagement für das Recht aller auf Bildung ist Simone Weil den Zisterziensern von St. Urban verbunden, die hier an diesem Ort die erste unentgeltliche Volksschule im Kanton Luzern errichtet haben. Wie der Herrenbauer Niklaus Wolf aus besseren Kreisen engagierte sich Weil in ähnlicher Weise für die niederen Schichten: Sie unterrichtete die Bahnarbeiter von Paris an der von Freunden gegründeten Abendschule. Ein Engagement, das sie an verschiedenen Orten fortführte.

In Weils Schulzeit war es *en vogue*, antibürgerlich zu sein. Beim Volk vermutete man das wahre Leben. Weils Werdegang zeigt, dass ihr Interesse tiefer war. Etwas von der jugendlichen Begeisterung für die Arbeiter spiegelt sich in folgendem Zitat aus der Schulzeit: «Die Arbeiter wissen alles, aber ausserhalb der Arbeit wissen sie nicht, dass sie Wissen besitzen.»⁷ Die Wissenschaft, so die junge Frau, bringt kein anderes Wissen als dasjenige, das der Seeman eines Bootes anwendet, der gegen Wind und Wellen kämpft.

Die Arbeit ist methodische, d.h. vom Denken geformte Aktion, die das Chaos in Hindernis verwandelt und Ordnung in die Welt einführt. Dadurch erringt der Mensch Freiheit. Er schliesst in der Arbeit einen Bund zwischen Welt, Ich und Körper. Ein Bund, der unter den Bedingungen der Moderne zu zerbrechen beginnt. Der Maschinismus führt uns das merkwürdige Schauspiel vor Augen, dass die Dinge denken und die Menschen automatengleich funktionieren. Die Aktion ist methodisch, doch die Methode hat sich, von jedem Denken losgelöst, in der Maschine kristallisiert, sodass das Individuum, wie Marx zu Recht beklagt hat, zum blossen Anhängsel der Maschine degradiert. Da die Unterdrückung in der Arbeit selbst liegt, so Weil, lässt sie sich durch die Sozialisierung der Produktionsverhältnisse nicht beseitigen.

In den 30er-Jahren wurde Simone Weil den Aufklärungsprozessen gegenüber kritischer.⁸ Und dies nicht wegen der antikirchlichen oder atheistischen Tendenz der Aufklärung. Es war auch nicht die Überbewertung der Vernunft, die Weil störte, war sie doch selbst lange Zeit eine ausgeprägte Rationalistin. Simone Weil kam zur Überzeugung, dass die Aufklärung ihr Versprechen auf Dauer nicht hält: Die Befreiung schlägt in ihr Gegenteil um, die Zunahme an Rationalität führt in die Irrationalität. Diese Dialektik der Aufklärung lässt sich in verschiedenen Bereichen beobachten:

«Geld	die drei Ungeheuer der gegen-
Maschinenwesen	wärtigen Zivilisation.
Algebra	Vollständige Analogie.» ⁹

Ging es ursprünglich in der Rationalisierung auch um die Humanisierung von Arbeit und Gesellschaft, so haben sich die Mittel von den humanen Zwecken gelöst. Spekulation, Bürokratie, Technokratie sind die dazu gehörigen Stichworte. Wohin es führt, wenn Geld sich von den realen Zusammenhängen löst und Macht und Gier das Spiel beherrschen, hat uns die Finanzkrise wieder vor Augen geführt. In den Zeiten der Globalisierung leuchtet vieles ein, was Simone Weil in den 30er-Jahren behauptete. So ihre These, dass die Zunahme und Konzentration von Macht in die Machtlosigkeit der Massen und die Entwertung des Individuellen führen. Gegen diese Prozesse der Masslosigkeit ist nach Simone Weil wieder Mass zu nehmen an den Menschen, ihren Rhythmen und Bedürfnissen.

Die Ohnmacht des Subjekts

Gegen die Vergötzung der Mittel anzugehen ist Aufgabe des Denkens. Denn die Sphäre des Denkens ist das Endliche. Denkend sind die Grenzen eines Phänomens aufzuzeigen. So kritisierte Simone Weil 1934 die Idee des Fortschritts als Illusion, indem sie u. a. auf die Begrenztheit der natürlichen Ressourcen hinwies.

SIMONE WEIL

⁴ Ebd., 92.

⁵ Ebd., 50.

⁶ Simone Weil: Cahiers. Aufzeichnungen 3. München-Wien 1996, 85.

⁷ Œuvres Complètes de Simone Weil. Tome I: Premiers écrits philosophiques. Textes établis, présentés et annotés par Gilbert Kahn et Rolf Kühn. Paris 1988, 217.

⁸ Zum Aufbrechen des Rationalismus, den sich abzeichnenden Verschiebungen in Weils jungem Denken und der sich anschliessenden Kritik der Moderne vgl. Angela Büchel Sladkovic:

Warten auf Gott. Simone Weil zwischen Rationalismus, Politik und Mystik. Münster 2004 (Dissertation).

⁹ Simone Weil: Cahiers. Aufzeichnungen 1. München-Wien 1992, 90.

SIMONE WEIL

Kritik der herrschenden (Ir)rationalität als Aufgabe des denkenden Individuums also. Über das Schweigen der Intellektuellen angesichts des Aufkommens des Nationalsozialismus und des Stalinismus war Simone Weil bitter enttäuscht. Obwohl auch sie nicht wusste, in welcher Weise man handeln könnte, wollte sie doch wenigstens mit klaren Augen hinschauen und nicht die Wirklichkeit umdeuten oder beschönigen.¹⁰ Solche Fluchtversuche hatte Simone Weil sich verwehrt. Über ihren ersten grossen Aufsatz setzte sie ein Zitat Spinozas: «Was die menschlichen Dinge angeht, nicht lachen, nicht weinen, sich nicht entrüsten, aber begreifen.»

Doch Simone Weil machte Erfahrungen, die ihren Glauben an die Kraft des Subjekts erschütterten. Behauptete sie 1934 noch, dass das Denken eine Kraft sei, die ihr niemand nehmen könne, gestand sie ein Jahr später, dass die schmerzlichste Versuchung in der Fabrik darin bestand, nicht mehr zu denken. «Man fühlt, dass es das einzige Mittel ist, nicht mehr zu leiden.» In einem Brief an eine Freundin resümiert Simone Weil: «Für mich persönlich bedeutete die Fabrikarbeit, dass alle äusseren Gründe (vorher hatte ich sie als innere angesehen), auf denen das Gefühl meiner Würde, die Achtung meiner selbst ruhten, in zwei oder drei Wochen radikal zerbrachen unter der Gewalt eines täglichen brutalen Zwanges. Und glaube nicht, dass dies in mir Revoltegefühle hervorrief, nein, ganz im Gegenteil, was ich am allerwenigsten von mir erwartet hätte – Fügsamkeit. (...) Es schien mir, als wäre ich geboren, um auf Befehle zu warten, sie zu empfangen und auszuführen.»¹¹ Wer die Macht hat zu bestimmen, wirkt auf die Vorstellungskraft der anderen. Die Unglücklichen, wie Simone Weil die Arbeiterinnen und Arbeiter nennt, sind diejenigen, die nicht zählen, selbst in den eigenen Augen nicht. Dieses System der Verachtung zu durchbrechen bedarf einer besonderen Kraft. Später wird Simone Weil von der Gnade sprechen als einer Fähigkeit, die Leere auszuhalten.

Neben die Ohnmachtserfahrung im Leiden tritt die Erfahrung der Ohnmacht angesichts des Bösen. Wir sind es gewohnt, in dem Menschen, mit dem wir zu tun haben, etwas zu sehen, dem wir Respekt schulden, in anderen Zusammenhängen jedoch, in einem Bürgerkrieg zum Beispiel, sehen wir in dem Menschen, der uns entgegentritt, unter Umständen etwas, das zu töten ist. Spanien steht im Leben Weils für die Erfahrung, dass, «sofern die weltlichen und geistlichen Institutionen eine Menschengruppe von jenen abgesondert haben, deren Leben einen Wert besitzt, für den Menschen nichts so natürlich ist, als zu töten. Wenn man weiss, dass man ohne Sünde und ohne Rüge töten kann, dann tötet man».¹² Simone Weil spricht von einer Trunkenheit, die in der besonderen Atmosphäre des Krieges entsteht. Der betörenden Wirkung der Gewalt kann sich nur entziehen,

wer das Leben liebt – das Leben in seiner Verletzlichkeit und Schönheit. Nur wer den Schmerz und die Sehnsucht der Menschen – auch der Feinde! – zu sehen vermag, kann die Spirale der Gewalt durchbrechen.¹³

Nicht-Eingreifen

Im Krieg und in der Fabrik offenbaren sich Mechanismen, die darüber hinaus gelten. Nichts ist einfacher, als den anderen Menschen von meinen Wünschen und Interessen her zu lesen und das Gegenüber in meine Welt einzuordnen. Ein anderer Mensch ist jedoch nicht bloss ein Teil des Universums, sondern auch eine (andere) Perspektive, unter der alle Dinge erscheinen.¹⁴ Zum Denken des Anderen gehört das Moment der Anerkennung. Das Ich bleibt in seinem Denken und Handeln jedoch meist in sich gefangen und leugnet die Wirklichkeit jenseits seiner Imaginationen. Dieser herrschaftlichen Allüre des Denkens, dieser unserer Tendenz, die Wirklichkeit zuzurichten, widerspricht eine Erfahrung, die in Weils Reflexionen immer mehr Raum einnimmt: die Erfahrung des Schönen.

«Schönheit: eine Frucht, die man betrachtet, ohne die Hand auszustrecken.»¹⁵ Das Schöne ist das, was sich unserem Zugriff entzieht. Angesichts des Schönen verstummt unser Verlangen, eingreifen und verändern zu wollen. Etwas als schön anschauen bedeutet, es zu achten, zu respektieren und auf eigene Interessen zu verzichten. In den Worten von Simone Weil: Man will das Schöne nicht essen, sondern schauen. Einen kontemplativen Charakter hat nun auch das In-die-Wahrheit-Kommen, insofern man darauf verzichtet, seinen Einfluss spielen zu lassen, und Lösungen nicht vorwegnimmt. Aufmerksamkeit nennt Simone Weil diese Haltung, die einen Moment des An-sich-Haltens beinhaltet. «Die Aufmerksamkeit besteht darin, das Denken auszusetzen, den Geist verfügbar, leer und für den Gegenstand offen zu halten.»¹⁶ Aufmerksamkeit ist keine rein intellektuelle, sondern zugleich eine ethische und eine spirituelle Haltung. Die vollkommenste Form der Aufmerksamkeit bildet das Gebet. Gott ist nie Objekt, sondern vollkommenes Subjekt. Er ist es, der sich uns schenkt. Unsere Aufgabe ist das leidenschaftliche Erwarten, das geduldige Durchtragen, das Bitten und Flehen, das Bewahren der Sehnsucht. «Alle Sünden sind Versuche, Leere auszufüllen.» Und: «Die Wahrheit lieben bedeutet, die Leere zu ertragen.»¹⁷

Vielleicht spüren wir den leisen und zugleich grossen Wandel in Weils Denken. Diese Frau, die alles begreifen wollte, die überzeugt war, Befreiung liege in der methodischen Aktion, die alles durchdringe und dem Geist durchsichtig mache, wird zur Wartenden, zur Empfangenden, für die die Widersprüchlichkeit zum Leben, das Sich-Stossen und Sich-Verwunden zur Realitätserfahrung gehören.

¹⁰ Simone Weils Impressionen und Analysen sind zu finden in Simone Weil: Unterdrückung und Freiheit. Politische Schriften. München 21987, 23–109.

¹¹ Simone Weil: Fabriktagbuch und andere Schriften zum Industriesystem. Frankfurt a. M. 1978, 29.

¹² Zitiert nach Rohr, Verwurzelt im Ortlosen (wie Anm. 2), 57. Vgl. dazu auch die Notizen in Weil, Cahiers I (wie Anm. 9), 192–195.

¹³ Von daher Weils Begeisterung für die *Ilias*, die ihrer Ansicht nach kein Werk der Zentralperspektive ist. Homers Beschreibung des trojanischen Krieges drängt uns nicht den einen Blick auf – sei es der der Griechen oder der der Trojaner.

¹⁴ Vgl. Weil, Cahiers I (wie Anm. 9), 183.

¹⁵ Simone Weil: Schwerkraft und Gnade. München 1989, 203.

¹⁶ Weil, Zeugnis (wie Anm. 3), 50.

¹⁷ Simone Weil: Cahiers. Aufzeichnungen 2. München-Wien 1993, 14 und 30.

Editorial

Wen(n) der Muezzin ruft

Susanne Leuenberger untersucht, warum Schweizer zum Islam konvertieren

Von Barbara Ludwig

Bern. – Struppiger Bart, Käppi und langes Gewand. Seit Monaten steht Nicolas Blanco, Präsident des Islamischen Zentralrats Schweiz, für ein Phänomen, das irritiert: Es gibt Schweizer und Schweizerinnen, die sich zum Islam bekehren. Die Religionswissenschaftlerin Susanne Leuenberger geht nach eigenen Schätzungen von insgesamt etwa 10.000 Personen aus. Die Fokussierung der Medien auf Anhänger des fundamentalistischen Zentralrats täuscht darüber hinweg, dass die Konvertiten keine einheitliche Gruppe bilden.

Der Islam bietet unterschiedliche Anziehungspunkte für unterschiedliche Bedürfnisse, sagt die wissenschaftliche Mitarbeiterin des Instituts für Religionswissenschaft der Universität Bern. "Da gibt es das Mystische, das Geheimnisvolle, das der Orient und der Islam immer auch repräsentieren. Gleichzeitig gibt es aber auch das Strenge, Konserva-

tive und Rückwärtsgerichtete. Der Islam kann einen Gegenpol zur Gegenwart darstellen, der uns wieder in eine bessere Vergangenheit zurückbringen soll beziehungsweise eine alternative Lebensweise bieten kann", erklärt die 32-Jährige, die an einer Dissertation arbeitet über Schweizer, die zum Islam konvertieren.

Entsprechend vielfältig sieht die religiöse Praxis der Konvertiten aus: Es gibt solche, die eine fundamentalistische Auslegung des Islam praktizieren. Diese Menschen leben "sehr quellenbezogen", das heisst, sie orientieren sich am Koran, der heiligen Schrift, und der Sunna, also der Art und Weise, wie der Prophet Mohammed lebte. Den Islam schätzen sie als Praxis, die den ganzen Tag strukturiert und moralische Anleitung für die Gestaltung des Alltags bietet.

Attraktive Mystik

Am anderen Ende des Spektrums stehen die Menschen, die über die islamische Mystik, den Sufismus, Zugang zum Islam finden. In der Schweiz gibt es etwa den Mevlevi-Orden, zu dessen Leitung der Scheich Peter Hüseyin Cunz gehört.

Auch der Naqshbandi-Orden zieht laut Susanne Leuenberger viele Konvertiten an. "Hier geht es um das Erleben von Einheit mit Gott über eine körperliche Praxis." Ihre Abgrenzung der Formen islamischer Praxis sei "sehr idealtypisch", sagt die Forscherin. "Meistens handelt es sich um Mischformen."

Vielfalt

So vielfältig wie die religiöse Praxis ist auch

Vor oder zurück? – Die Eisenbahn bringt den Tod, die Elektrizität bringt den Tod, die Industrialisierung bringt den Tod. Das zumindest zeigt ein Kalenderbild des ehemaligen Einsiedler Benziger-Verlags von 1862, das in der ersten Ausstellung des neu eröffneten Museum Fram in Einsiedeln zu sehen ist (Seite 3). Entstanden ist es in einer Zeit, als die Kirche sich in Abgrenzung zu allem Modernen ganz "zurück zur Tradition" wandte.

Damit hat das Bild, das viele wohl amüsiert als religiösen Kitsch abtun würden, in den Augen mancher eine ungewollte Aktualität. Denn unter dem Motto "zurück zur Tradition" könnte auch manch neuere Entwicklung in der Kirche stehen: Die breite Wiederzulassung der vorkonziliaren Liturgie, der Dialog mit den traditionalistischen Piusbrüdern, die ungestraft weiter ohne Erlaubnis Priester weihen dürfen, der wachsende Klerikalismus oder die barocke "Verfeinerung" liturgischer Gewänder, die "neuerliche 'Verkultung' der Liturgie und ihrer Sprache", wie es jüngst der Freiburger katholische Theologe Gisbert Greshake formulierte.

Doch während das Kalenderblatt von 1862 als Massenprodukt die Breite der katholischen Bevölkerung erreichte und dort eine nachhaltige Wirkung erzielte, lösen die rückwärtsgewandten Tendenzen heute bei vielen engagierten Christen hierzulande irritiertes Kopfschütteln aus.

Dass nicht alle sogenannten "Errungenschaften" der Moderne diesen Namen verdient haben, darin sind sich wohl viele Christen einig. Mit so einfachen Formeln wie jener des Kalenders von 1862 geben sie sich indes nicht zufrieden. Sie wünschen sich eine echte Auseinandersetzung der Kirche mit den Fragen ihrer Zeit. Damit sich die Kirche nicht in die Zeit der frommkitschigen Jesus-Bildchen zurückzieht, sondern als ernstzunehmender Gesprächspartner auch Korrektiv sein kann. Und damit ihr nicht immer mehr Menschen den Rücken kehren.

Andrea Krogmann



Oft stünden "ästhetische und emotionale Erlebnisse" am Anfang einer Bekehrung, sagt Susanne Leuenberger, wie etwa die Faszination für die islamische Baukunst oder die Koranrezitation (im Bild die sogenannte Blaue Moschee in Istanbul).

Giuliana Galli. – Die 75-jährige italienische Ordensschwester ist zur Vizepräsidentin der Stiftung Compagnia di San Paolo gewählt worden, dem grössten Einzelaktionär der Bank Intesa San Paolo. Die Bank mit Sitz in Mailand ist eines der grössten Geldinstitute Italiens. (kipa)

Theresa Brenninkmeijer. – Die dänische Polizei hat ihre Ermittlungen gegen die Äbtissin des Klosters Sostrup eingestellt, da es für weitere Ermittlungen keine ausreichende Handhabe gebe. Brenninkmeijer steht unter dem Verdacht, 1993 als Bestrafung eine ältere, demente Nonne bei klirrender Kälte ausgeschlossen zu haben, so dass diese im Klostergarten erfroren sei. Die Brenninkmeijers, Besitzer der Textilkauflaufkette "C&A", gehören zu den reichsten Familien Europas. (kipa)

Pierre Stutz. – Nach 12 Jahren in der Redaktion der Zeitschrift Ferment verabschiedet sich der Autor. Stutz will sich eine längere Sabbatzeit gönnen. Sein Nachfolger wird **Christoph Walser**, mit dem erstmals ein reformierter Theologe auf der Redaktion mitarbeiten wird. (kipa)

Walter Mixa. – Der frühere Augsburger Bischof (69) lenkt ein und stellt seinen Rücktritt und dessen Umstände nicht mehr in Frage. In einer Erklärung des Bischofs und der Diözese heisst es, Mixa werde der Einladung des Papstes zu einem Gespräch in Rom gerne nachkommen. (kipa)

Johannes Paul II. – Im Seligsprechungsverfahren für den polnischen Papst (1978-2005) zeichnen sich Verzögerungen ab. Anlass sind Probleme mit dem angeblichen Heilungswunder, das auf seine Fürsprache erfolgt sein soll, so italienische Medien. Daher sei der bislang genannte Seligsprechungstermin vom April 2011 nicht mehr realistisch. (kipa)

Marie-Luise Sirch. – Per 1. Juli ist die gelernte Kauffrau und Katechetin neue Geschäftsleiterin bei "theologiekurse.ch". Sie folgt auf **Ernst Ghezzi**, der vorzeitig in Pension geht. Sirch absolviert derzeit eine Weiterbildung in Finanz- und Rechnungswesen und war zuletzt im Personalamt des Bistums St. Gallen tätig. (kipa)

die religiöse Herkunft der Konvertiten: Aus Katholiken, Protestanten und evangelikalen Christen werden Muslime, aber auch aus Atheisten und Esoterikern. Susanne Leuenberger: "Alles ist vertreten. Allerdings macht sich die frühere religiöse Orientierung bemerkbar in der Art und Weise, wie Konvertiten mit dem Islam umgehen, wie sie ihn erleben." Konvertiten christlicher Herkunft können etwa an Gemeinsamkeiten anknüpfen, wenn sie feststellen, dass die alttestamentlichen Propheten auch im Islam vorkommen.

Konversionsgrund Beziehung

Zur Konversion führen in den meisten Fällen Beziehungen. Gemäss einer skandinavischen Untersuchung sind 91 Prozent aller Konversionen auf Bekanntschaften zurückzuführen. Oft ist die Liebe zu einem Mann, einer Frau ausschlaggebend.

Andererseits ist gerade die Ehe aus rechtlichen Gründen Anlass für zahlreiche Konversionen ohne innere Überzeugung. Gemäss islamischem Eherecht darf eine Muslimin keinen Nicht-Muslim heiraten. Gewisse Schweizer Männer konvertieren nur, um die Ehe mit einer Muslimin eingehen zu können, üben die Religion dann aber nicht aus.

Religion wirkt durch Schönheit

"Religionen haben ihre Ästhetik", lautet der erste Satz im Vorwort von Navid Kermanis Buch "Gott ist schön. Das ästhetische Erleben des Koran" (1999). Sie binden ihre Anhänger "weniger durch die Logik ihrer Argumente als die Ausstrahlung ihrer Träger, die Poesie ihrer Texte, die Anziehung ihrer Klänge, Formen, Rituale, ja ihrer Räume, Farben, Gerüche", schreibt der in Köln lebende Schriftsteller und Orientalist weiter.

Neben Bekanntschaften können auch "ästhetische und emotionale Erlebnisse" am Anfang einer Bekehrung stehen, bestätigt Susanne Leuenberger. So hätten ihr einige Konvertiten erzählt, der Ruf des Muezzins, den sie während eines Urlaubs in einem muslimischen Land hörten, habe sie sehr beeindruckt. Faszinieren können auch die Koranrezitation oder die islamische Baukunst.

Auch theologische Motive

Nennen Konvertiten auch Unterschiede zum gelebten Christentum oder zur christlichen Theologie als Motiv für ihren Übertritt zum Islam? Susanne Leuenberger bejaht die Frage, betrachtet die jeweiligen Aussagen der Konvertiten jedoch kritisch. Es sei schwierig zu wissen, ob der Konvertit seine Sichtweise

zum Zeitpunkt der Konversion darstellt oder auf "islamische Narrative der Abgrenzung vom Christentum" zurückgreift: "Da gibt es zum Beispiel das Problem der Dreifaltigkeit. Viele Konvertiten sagen mir, sie hätten das Prinzip der Dreifaltigkeit nie begriffen. Das ist aber ein Stereotyp, das einem jeder Muslim, den man kennenlernt, so erzählt."



Susanne Leuenberger befasst sich in ihrer Dissertation mit Schweizern, die zum Islam konvertierten

Logischer Islam?

Oft werde der Islam als "logisch" bezeichnet, während dem Christentum Unlogik vorgeworfen werde. Der Islam werde als logisch erlebt, weil er kein "Mysterium" kenne. Alles sei klar, so auch der Status des Propheten. Zudem sei alles belegt, machen die Konvertiten geltend.

Diese Aussage bezieht sich auf das ausgeklügelte islamische System der Tradierung, wonach zum einen der Koran als Gottes Wort vom Himmel herabgesandt wurde und dadurch – im Gegensatz zur Bibel mit ihren menschlichen Autoren – vor Fälschungen gefeit sei und zum andern auf die "einwandfrei belegte Sunna" (Prophetentradition). Eine angebliche Aussage oder Handlung des Propheten musste demnach durch eine bestimmte Anzahl Aussagen von Zeugen oder Tradenten bestätigt werden; zudem mussten auch die Tradenten von Prophetenüberlieferungen einem bestimmten Kriterienkatalog genügen, erklärt die Religionswissenschaftlerin.

Im Allgemeinen stehe die Dogmatik jedoch bei den meisten Konvertiten nicht im Vordergrund, relativiert Susanne Leuenberger diese Aspekte. "Die Menschen kommen über Gefühle zum Islam." Gefühle, die sich etwa regen, wenn der Ruf des Muezzins zum Gebet ertönt. (kipa / Bilder: Andrea Krogmann, Barbara Ludwig)

Frommer Kitsch in knalligen Farben

Neues Museum in Einsiedeln zeigt Bildwelt des 19. Jahrhunderts

Von Petra Mühlhäuser

Einsiedeln SZ – Man kennt sie von den Grosseitern, sie liegen auf dem Dachboden und sind noch in den Devotionalienläden zu finden: bunte, fromm-kitschige Bildchen, wie sie im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert in Massen hergestellt wurden. Das neue Museum Fram in Einsiedeln zeigt sie in seiner ersten Ausstellung.

"Süsse Lämmchen und flammende Herzen" heisst sie und nimmt Bezug auf beliebte Motive jener Zeit: Das Jesuskind, Schutzengel, Heilige. Mitten im wirtschaftsfreundlichen und fortschrittsgläubigen 19. Jahrhundert wurden Heilige und Wunder wieder wichtiger.

"Während in den USA die ersten Hochhäuser kommen, blüht bei uns die Wallfahrt auf", umreisst Detta Kälin, Kunsthistorikerin und Kuratorin des Museums, die Umbruchsituation jener Zeit. Die Französische Revolution hatte zur Säkularisation geführt. Das 19. Jahrhundert war vielerorts die Zeit des Kulturkampfes zwischen katholisch-konservativen und liberalen Kräften. In der Kirche habe sich daraufhin jene Richtung durchgesetzt, die zurück zur alten Grösse des 18. Jahrhunderts wollte – zurück zur Tradition.

Farbbilder für alle

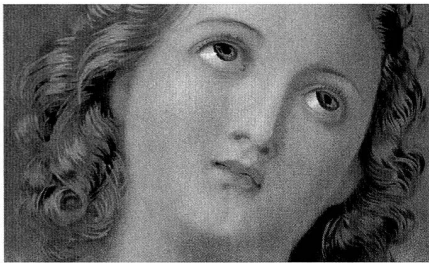
Gleichzeitig boomten katholische Vereine und Bruderschaften. Das katholische Milieu entstand, das bis nach dem Zweiten Weltkrieg Bestand haben sollte. In dieser Zeit entdeckte die Kirche ein neues Marketing-Medium: Bilder für zu Hause. Die neue Chromolithographie "erlaubt es erstmals in der Menschheitsgeschichte, dass sich jeder ein Farbbild leisten kann", umreisst Detta Kälin die Bedeutung des Verfahrens.

Und das kann dann so aussehen: Das Jesulein sitzt auf einem Lamm, daneben Johannes der Täufer, alle drei im reinsten Kindchenschema dargestellt. Kitschig, werden die meisten heute sagen. "Das Agnus Dei wird ein Spieltier", heisst es im Katalog zur Ausstellung. Theologische Tiefe war offensichtlich nicht gefragt, niedlich musste es sein, romantisch, emotional. Idylle in Zeiten der Industrialisierung, harter Arbeit, der beunruhigenden Moderne.

Viele Darstellungen zeigen den heiligen Aloysius, ein Jesuit von tiefer Frömmigkeit und Strenge gegenüber sich selber, der sich um Pestkranke kümmer-

te, sich dabei ansteckte und mit 23 Jahren starb. Er wurde zum Patron der Jugend und der Keuschheit. Schon ein unkeuscher Gedanke ist Sünde, so die Botschaft. Um dies unter die Leute zu bringen, wurde der Heilige "schonungslos vermarktet", sagt Detta Kälin.

Hausierer verkauften die Bilder für ein paar Rappen, die Kinder erhielten für gute Noten Heiligenbildchen, die – wie heute Panini-Bilder – gesammelt und getauscht wurden. Der frühere Einsiedler Benziger-Verlag, dessen Archiv mit



Fromm-kitschige Bilder eroberten als Massenware den katholischen Markt

rund 20.000 Büchern und mehreren Tausend Graphiken einen wichtigen Grundstock des Museums bildet, liess sich seine Publikationen vom Bischof approbieren – freiwillig, als verkaufsförderndes Gütesiegel. "Katholische Propaganda", sagt Detta Kälin.

Nachhaltige Wirkung

Unzählige Abbildungen widmen sich der idealen Familie: Der Vater wird als Chef und Ernährer geradezu verherrlicht. Idyllische Bilder zeigen die Mutter im Kreis der Kinderschar. Die Ansprüche schon an die Kleinsten waren enorm: Keusch sollten sie sein, brav, lieb, fromm. "Auf den ersten Blick sind die Bilder herzlich", sagt Detta Kälin, dahinter steckten aber strenge Vorstellungen, die bis heute nachwirken.

Auffällig auch die Farben: von pastell bis knallig, ja leuchtend bunt. Das habe einem Bedürfnis der Zeit entsprochen, sagt Kälin, als Kontrast zum Klassizismus, der Weiss und Grau bevorzugte. Und vielleicht zur Realität: Sozialkritik findet man in den Darstellungen nicht. Die Witwe, die allein ihr Kind ernähren muss, kommt zwar vor, aber es gebe immer ein Happy End: Eine Bürgersfrau, die hilft, oder ein Platz im Himmel. Akzeptiere deinen Status, so die Botschaft. (kipa)

Ersatz. – Der Kanton Solothurn schafft die seit 1842 jährlich durchgeführte Kollekte zum Eidgenössischen Dank-, Buss- und Betttag ab und führt stattdessen einen "Bettagsfranken" aus Mitteln des Lotteriefonds bis maximal 250.000 Franken ein. Damit sollen ab 2010 gemeinnützige kommunale und regionale Projekte unterstützt werden. (kipa)

Aufhebung. – Das Schweizer Minarettverbot ist vom Europarat als Diskriminierung der muslimischen Gemeinde verurteilt worden. In einer Entschliessung vom 23. Juni forderte der Rat, das Bauverbot aufzuheben und es bis zu seiner Aufhebung auszusetzen. (kipa)

Schadenersatz I. – Raul Gonzalez Lara, Sohn von Ordensgründer Marcial Maciel Degollado (1920-2008), hat die Legionäre Christi in den USA auf Schadenersatz verklagt. Sein Anwalt wirft zudem Papst Benedikt XVI. sowie Kardinal Angelo Sodano und weiteren ranghohen Kirchenführern vor, von Maciels Drogensucht und Pädophilie gewusst und nichts dagegen unternommen zu haben. (kipa)

Schadenersatz II. – Die österreichische unabhängige Opferschutzkommission hat ein finanzielles Entschädigungsmodell für Opfer sexuellen Missbrauchs und Gewalt im kirchlichen Bereich beschlossen, das vier Stufen der finanziellen Abgeltung vorsieht. Die Entschädigungen liegen zwischen umgerechnet 6.760 Franken für leichte Fälle und 33.850 Franken für Fälle "von über mehrere Jahre hinweg fortgesetztem Missbrauch mit Verletzungsfolgen und/oder fortdauernden seelischen Schmerzen". (kipa)

Neubau. – Die Paulus-Akademie bekommt einen neuen Standort: Die Römisch-katholische Synode des Kantons Zürich stimmte dem Neubau in Zürich-West und dem damit verbundenen Kredit von knapp 15 Millionen Franken zu. Der neue Standort soll im Frühjahr 2014 eröffnet werden. (kipa)

Wiedereröffnung. – Die seit Sommer 2007 wegen Renovierung geschlossene Vatikanische Bibliothek soll am 20. September wieder eröffnet werden, unter anderem mit einem verbesserten Service für Benutzer. Sie besitzt eine der wertvollsten Handschriften- und Büchersammlungen der Welt. (kipa)

10 Jahre Bethlehem Mission Immensee

Immensee SZ. – Vor zehn Jahren hat die Bethlehem Mission Immensee (BMI) durch die Einführung einer neuen, in der Weltkirche bis heute immer noch einzigartigen Leitungsstruktur Pionierarbeit geleistet: Seither können Laien wie Priester gleichberechtigt an den Entscheidungen des Immenseer Missionswerkes teilhaben. Das 10-Jahr-Jubiläum gab den Verantwortlichen am 26. Juni, Grund zum Feiern.

"Wir sind Männer und Frauen, Ledige und Verheiratete, Laien, Brüder und Priester. Betroffen von Jesu Tat und Wort schliessen wir uns im katholischen Missionswerk Bethlehem Mission Immensee zusammen, in dem wir Verantwortung und Aufgaben geschwisterlich teilen." Dieser bemerkenswerte Satz steht im Leitbild des Vereins "Bethlehem Mission Immensee". Es handelt sich bei der neuen Struktur um "ein Pioniermodell", das es bisher noch in keiner anderen Missionsgesellschaft gibt, erklärte Josef Meili, Generaloberer der Missionsgesellschaft Bethlehem (SMB) anlässlich des 10-Jahr-Jubiläums. Es sei deshalb nicht erstaunlich, dass andere Gesellschaften bereits Interesse am neuen Modell gezeigt hätten.

Für die neue BMI-Trägerschaft hat man eine Lösung ausserhalb der kirchenrechtlichen Struktur gewählt, da es innerhalb des Kirchenrechts bezeichnenderweise keinerlei Möglichkeiten für die geteilte Verantwortung von Priestern und Laien gibt. Die SMB fand die Lösung in einem gemeinsamen zivilrechtlichen Dach, wo Laien und Priester des Werks mit einer paritätischen Anzahl Delegierter vertreten sind. In dieser kon-

sequenten Einbindung von Laienmitarbeitenden war die SMB vielen anderen Gesellschaften stets einen Schritt voraus.

Wesentlich beigetragen zur Neuorientierung hatte das neue Missionsverständnis des Zweiten Vatikanums: Seither gelangten die Verantwortlichen der Missionsgesellschaft immer mehr zur Überzeugung, dass der Missionsauftrag an alle Christinnen und Christen – Priester oder Laien – ergeht. In der Folge erweiterte das Generalkapitel der SMB seit den 70er Jahren seine missionarische Tätigkeit in kontinuierlichen Schritten auf weitere Personenkreise. 1990 kam es schliesslich zur Gründung der sogenannten Assoziation, welche "die missionarische Berufung von Frauen und Männern, ledigen und verheirateten, verbindlicher und dauerhafter zum Ausdruck bringen wollte".

Selbstverständlich wurden seit den 90er Jahren auch die akuten Nachwuchsprobleme der Immenseer Missionare zunehmend zu einem Motor für die Umsetzung einer neuen Struktur, in der die Verantwortung für die künftige Ausgestaltung des Missionswerks paritätisch auf Laien und Priester verteilt werden sollte. So weist die Missionsgesellschaft Bethlehem heute bei ihren 137 Mitgliedern einen Altersdurchschnitt von 78 Jahren auf, was deutlich macht, dass die Reorganisation der Leitungsstrukturen für die Bethlehem Mission in den vergangenen Jahren zu einer eigentlichen Überlebensfrage geworden war: Ohne die Bereitschaft, auch Laien gleichberechtigt an den Leitungsfunktionen und Entscheidungsprozessen partizipieren zu lassen, gäbe es das Missionswerk bald nicht mehr. (kipa)

Seitenschiff

Kirchen wie Fussball. – Einmal mehr gehen Fussball und Religion den gleichen Weg. Viele Kirchen sind quasi leer, wenn in ihnen Gottesdienst gefeiert wird. Auch als an der Fussball-WM in Südafrika die Schweiz gegen Honduras ihr letztes Spiel für den Aufstieg ins Achtelfinal austrug, waren im Free State Stadium in Bloemfontein fast die Hälfte der Ränge leer. 28.042 Zuschauer besuchten den Match. Das Stadion fasst 48.000 Personen. Der Weltfussballverband Fifa wird dafür wohl eine Erklärung liefern – oder vielleicht ähnlich sprachlos reagieren wie viele Kirchenobere, wenn es darum geht zu erklären, warum heute viele Menschen am Sonntag nicht mehr den Gottesdienst besuchen.

Es kommt noch schlimmer. Seit der letzten EM 2008 in der Schweiz ist Public Viewing ein neues Element grosser Fussballturniere. Vor einem Grossbildschirm auf öffentlichem Gelände versammelt sich die Fussballgemeinde und schaut sich den Match gemeinsam an. Nur, auch diese Massenveranstaltungen finden dieses Jahr teils wenig Anklang. Der Ball rollt an der aktuellen WM. Was nicht so rollt, ist das Geld. Die Public-Viewing-Macher (und vermutlich auch die WM-Organisatoren in Südafrika) befürchten, dass sie am Ende der Spiele keine ausgeglichene Rechnung vorweisen können. Wenigstens dieses Problem haben die Kirchen nicht. Denn die Seele ist bekanntlich nicht käuflich.

gs

"Seitenschiff" ist eine Kipa-Rubrik. Aktuelles Geschehen in Kirche und Welt will sie mit Humor beleuchten oder satirisch zuspitzen. (kipa)

Zeitstriche

Defizit. – Der evangelische Christustag am 13. Juni in Bern hat weniger Teilnehmer gebracht als erwartet. Die Organisatoren rechnen mit 150.000 Franken Defizit. Zeichnung: Carlo Schneider für "reformiert." (Ausgabe Bern, 25. Juni) (kipa)



Impressum

Redaktion dieser Ausgabe:

Andrea Krogmann

Kipa-Woche erscheint jeden Dienstag und wird von der Katholischen Internationalen Presseagentur in Zürich herausgegeben.

Kipa-Woche, Postfach 1863, 8027 Zürich
Telefon: 044 204 17 84, Fax: 044 202 49 33,
kipa@kipa-apic.ch, www.kipa-apic.ch

Abonnemente:

Telefon: 026 426 48 31, Fax: 026 426 48 30
administration@kipa-apic.ch

Jahresabonnement: Fr. 145.30 (inkl. MWST)
per E-Mail als PDF-Datei Fr. 70.35

Für Zahlungen: Post-Konto 17-337-2

Ein Nachdruck (ganz oder teilweise) in Publikationen ist honorarpflichtig und nur mit Quellenangabe möglich.

Glaube und Wissenschaft

Der Glaube definiert sich bei Simone Weil als eine Gabe des Lesens, d. h. als die Fähigkeit, in den Erscheinungen der Welt Gottes verborgene Gegenwart wahrzunehmen, wissend, dass keine Erscheinung Gott gleichzusetzen ist. Denn Gott ist transzendent. «Die Erfahrung des Transzendenten; das scheint ein Widerspruch zu sein, und dennoch kann das Transzendente nur durch Berührung erkannt werden, denn unsere Fähigkeiten können es nicht hervorbringen.»¹⁸ Die Welt muss berührt werden, auch wenn diese Berührung unter Umständen schmerzhaft ist. Es gibt keine Erfahrung des Göttlichen an der Wirklichkeit vorbei. «Diese Welt ist die geschlossene Pforte. Sie ist eine Schranke und zugleich der Durchgang.»¹⁹ Glaube ist die Erfahrung der Transzendenz, die Überzeugung, die Wirklichkeit sei grösser als das, was greifbar ist. Er buchstabiert sich vorrangig als *foi négative*, d. h. als Anerkennung der Grenzen der Vernunft, als Zurückweisung der Götzen und als Bewusstsein der Sehnsucht nach Licht. Bezeichnenderweise ist es der Schrei des Gekreuzigten, der Jesus für Simone Weil zum Christus macht, und nicht seine Machttaten. In der Wahrheit zu bleiben bedeutet Anerkennung der Endlichkeit und damit Verweigerung jeglicher Fluchtversuche, seien sie real oder imaginär.

Hatte Simone Weil in einer früheren Notiz kritisiert, dass die Wissenschaften uns eine Welt präsentieren, in der das Schöne und das Sakrale fehlen, so hat sie nun mit dem Begriff des Lesens ein Instrument zur Hand, das der Komplexität der Welt gerecht wird. Die Welt, so schreibt sie, ist ein Kunstwerk, das mehrere Lesarten zulässt, ja gar fordert.²⁰ Bleiben die Wissenschaften sich ihrer Grenzen bewusst, können sie uns in den Glauben führen, gerade weil sie unsere Sehnsucht nach dem Guten nicht zu stillen und unsere Frage nach dem Sinn nicht zu beantworten vermögen. «Christus liebt es, dass man ihm die Wahrheit vorzieht, denn ehe er Christus ist, ist er die Wahrheit. Wendet man sich von ihm ab, um der Wahrheit nachzugehen, so wird man keine weite Strecke wandern, ohne in seine Arme zu stürzen.»²¹

Simone Weil blieb ihr Leben lang eine Schülerin Kants, der der Vernunft ihre Grenzen aufweisen wollte, um für den Glauben Platz zu schaffen. Im Anklang daran formulierte sie: «Das Unbegriffene verbirgt das Unbegriffliche, und deshalb soll es beseitigt werden.»²² Glauben bedeutet nicht, seine Vernunfttätigkeit einzuschränken oder zu verleugnen, im Gegenteil. Nur wenn wir bis an die Grenze des Begreifens gehen, ahnen wir etwas von dem, was dahinter liegt. Dass viel Unbegriffenes den Weg zum Unbegrifflichen verstellt, davon war Simone Weil überzeugt: «Die philosophische Reinigung der katholischen Religion hat niemals stattgefunden. Um dies zu unternehmen, müsste man drinnen und draussen sein.»²³ Wissenschaft und Kirche sind zwei einander

fremd gewordene Milieus, stellte sie bedauernd fest. Es war die Zeit des Antimodernismus, in der die katholische Kirche die Wissenschaften bekämpfte bzw. ihre Unterordnung unter die Glaubenssätze verlangte. Diese wiederum verstand man wörtlich. Simone Weil dazu: «Man erniedrigt die Mysterien des Glaubens, wenn man sie zu Gegenständen der Bejahung oder Verneinung macht, während sie ein Gegenstand der Betrachtung sein sollen.»²⁴

Schule der Aufmerksamkeit

Die Kunst des Lesens ist eine spirituelle Aufgabe, die geübt werden muss. Zeit Lebens einem Bildungssystem gegenüber kritisch eingestellt, das nur an der Generierung von Wissen interessiert ist, publizierte die späte Simone Weil einen Text, der die Befähigung zur Aufmerksamkeit ins Zentrum des pädagogischen Interesses rückt. Darin weist sie explizit auf die spirituelle – oder wie sie sagt: sakramentale – Dimension jeder in Aufmerksamkeit vollzogenen Tätigkeit hin: «Obwohl man es heutzutage nicht zu wissen scheint, ist die Ausbildung unseres Vermögens zur Aufmerksamkeit (...) das wahre Ziel des Studiums und beinahe das einzige, was den Unterricht sinnvoll macht. (...) Sucht man mit einer wahrhaften Aufmerksamkeit die Lösung eines geometrischen Problems, und ist man nach Verlauf einer Stunde nicht weiter als am Anfang, so ist man dennoch, während jeder Minute dieser Stunde, in einer anderen, geheimnisvolleren Dimension fortgeschritten. Ohne dass man es gewahr wird und ohne dass man es weiss, hat diese scheinbar vergebliche und unfruchtbare Anstrengung die Seele mit hellerem Licht erfüllt. Die Früchte aber erntet man eines Tages, später, im Gebet. Gewiss erntet man sie auch einmal, als Dreingabe, auf irgendeinem anderen Felde der Erkenntnis, das unter Umständen mit der Mathematik gar nichts gemein hat. (...) Die kostbarsten Güter soll man nicht suchen, sondern erwarten. (...) Die Lösung eines geometrischen Problems ist an sich kein kostbares Gut, aber auch für sie gilt das nämliche Gleichnis eines kostbaren Gutes. Als ein kleines Fragment einer besonderen Wahrheit ist sie ein reines Gleichnis der einen, ewigen und lebendigen Wahrheit, jener Wahrheit, die eines Tages mit Menschenstimme gesagt hat: «Ich bin die Wahrheit.» So aufgefasst, ähnelt jede Schulübung einem Sakrament.»²⁵

Angela Büchel Sladkovic

Schweige-Exerzitien für Priester (26. bis 30. September 2010)

«Bleibt in der Stadt bis...» (Lk 24,49), «Geht in alle Welt und...» (Mk 16,15). Die beiden Jesusworte bestimmen jedes Christenleben wie auch die geistlichen Gemeinschaften. Die beiden Worte bekommen in der kontroversen Deutung von Intentionen und Ergebnis des Vatikanums II und des Pontifikates von Papst Benedikt eine immer grössere Bedeutung.

Leitung: Pater Josef Fleischlin, Schönstatt-Pater; Beginn: Sonntag, 18 Uhr; Schluss: Donnerstag, 13.30 Uhr; Ort: Bildungszentrum Neu-Schönstatt, Quarten am Walensee; Information und Anmeldung: Bildungszentrum Neu-Schönstatt, 8883 Quarten, Telefon 081 739 18 18.

SIMONE WEIL

¹⁸ Ebd., 158.

¹⁹ Weil, Cahiers 3 (wie Anm. 6), 177.

²⁰ Vgl. Weil, Cahiers I (wie Anm. 9), 240.

²¹ Weil, Zeugnis (wie Anm. 3), 94.

²² Weil, Schwerkraft und Gnade (wie Anm. 15), 181.

²³ Ebd., 182.

²⁴ Ebd., 176.

²⁵ Weil, Zeugnis (wie Anm. 3), 50 f.

BERICHT

«IM WIND – DANS LE VENT»

Seit 40 Jahren stehen im Bistum Basel beauftragte Laien im kirchlichen Dienst. Dies veranlasst den Diözesanbischof Kurt Koch im Jahr 2010 zu zwei Einladungen an alle Frauen und Männer, welche als Lientheologinnen und Lientheologen im kirchlichen Dienst stehen oder bereits im Ruhestand sind. Die Einladungen setzen unterschiedliche Akzente. Zu einem Dank- und Begegnungstag auf den Vierwaldstättersee am Mittwoch, 23. Juni 2010, trafen sich 165 Frauen und Männer. Der Tag stand unter dem Titel: «im wind – dans le vent».

Zu einer zweiten vertieften Reflexion lädt Bischof Kurt Koch am Montag, 25. Oktober 2010, um 16 Uhr im Pfarreizentrum Dreifaltigkeit Bern ein. Vorträge und Podium werden dort unter dem Titel stehen: Zum gemeinsamen Dienst berufen: «... aus der Rückschau vorausschauen, ... aus der Liturgie schöpfen». Als Referenten eingeladen sind dazu Frau Prof. Dr. Birgit Jeggle-Merz und Herr Prof. Dr. Rudolf Schmid, ehemaliger Generalvikar.

Jubiläum auf dem Schiff

Das Schiff startete am 23. Juni 2010 mit 165 Frauen und Männern, aktiven und ehemaligen Lientheologinnen und -theologen aus dem Bistum Basel. Es befuhr die Wasserwege des Vierwaldstättersees und bot Schutz vor Sonne, Wasser, Sturm und Wind. Jede Schifffahrt ist immer auch ein Wagnis. An diesem Tag jedoch waren die Winde sehr milde gestimmt, und die warme Sommersonne liess die Anwesenden den Tag dankbar und zufrieden geniessen. Froh war die Mannschaft/Frauschaft, nicht nur einen Schiffskapitän, sondern auch Bischof Kurt Koch als Kapitän des Bistums Basel zum 40-Jahr-Jubiläum der Indienstnahme der Lientheologinnen und Lientheologen im Bistum Basel an Bord zu haben. Mit dabei war auch Weihbischof Martin Gächter.

Ein Grund zum Feiern

Es war kein Fischerboot, auch keine Arche, und auch nicht das mit Getreide gefüllte Schiff des heiligen Nikolaus. Es war ein Kirchenschiff, auf dem das Jubiläum gefeiert wurde, gefüllt mit Frauen und Männern, die zusammen mit ihrem Bischof wagen, Kirche im Bistum Basel zu sein. Ein Jubiläum ist immer ein Höhepunkt. Es zeigt die schönen Seiten des Lebens auf. Jubilieren heisst Ja sagen, trotz und in alledem, was sonst im Alltag beschäftigt. So war denn auch der Tag gefüllt mit Stunden der Begegnung, der Gemeinschaft, der Erinnerung, des Essens, des Dankes, Stunden mit und in Gott – eine gemeinsame Entdeckungsfahrt.

Das Schiff legte punkt 10 Uhr in Luzern ab, um zum Festgottesdienst in Vitznau wieder anzulegen. In seinem Predigtwort nahm Bischof Kurt Koch

auf die Szene des im Boot schlafenden Jesus Bezug und verwies darauf, wie es in all dem Wirken in der Seelsorge möglich sein könne, vom grenzenlosen Vertrauen des schlafenden Jesus zu lernen, zur Heil verheissenden Kraft Gottes zu gelangen.

Die Mitglieder der Vorbereitungsgruppe zeigten am Beispiel des Propheten Elia auf, dass in jedem Einsatz für das Reich Gottes auch Durststrecken zu überwinden sind, durch welche das, wozu man sich entschieden hat, manchmal nur wenig oder kaum mehr spürbar wird. Es gibt Zeiten, in denen das Leben mehr zu einer Pflichterfüllung oder zur blossen Alltagsbeziehung abmagert. Dann liegt es aber auch an jedem Einzelnen, wie er/sie sich mit dem Auferstandenen verbindet und wie man sich um den Erhalt des Glaubens und der Liebe bemüht. Der Dienst und die Fürsorge füreinander ist eine tägliche Herausforderung, eine Arbeit, welche täglich getan werden muss. Als es dem Diözesanbischof im Anschluss des Gottesdienstes nicht alleine gelang, das Schiff vom See an das Ufer zu ziehen, legten die Frauen und Männer Hand an, damit sie das Schiff gemeinsam wieder betreten konnten. Dort erwartete sie ein sommerliches Menü.

Drei Statements

Während der Fahrt gab es viele Momente der Begegnung. Immer wieder ertönte das Cellduo Alexander. Es umrahmte drei Statements, in denen man zurückblickte zu den Ursprüngen des kirchlichen Einsatzes: heute, vor 20 und vor 40 Jahren. Es tat gut, sich der Anfangsvision bewusst zu werden. Man kann darin spüren, dass solch ein erinnernder Blick an die Anfänge hilft, die ursprüngliche Liebe in der Nachfolge neu zu entdecken und zu vertiefen. Möglicherweise müssen auch falsche Erwartungen korrigiert werden. Bischof Kurt Koch sprach von der Hoffnung, dass das Schiff sein Ziel erreichen wird und die Kirche dort eine andere sein wird als beim Aufbruch.

Spielerisch mit Pantomime

Die Pantomime von Diakon Christoph Schwager liess denn auch spielerisch und leicht vor der Kirche in Kehrsiten-Dorf erahnen, dass das Ja jedes Einzelnen zur Nachfolge und zu der Kirche immer auch dem Wind ausgesetzt ist. In allen Begrenzungen und Mühen ist jedoch auch ein von Gott gesandter Moment, den man sich nicht nur ausgesucht hat. Wo Menschen beginnen, Brot miteinander zu teilen, ist eine stille Führung, eine verborgene Bestimmung feststellbar, der man nicht ausweichen kann, und eine grosse Dankbarkeit. Ein ehrlicher Dank wurde durch den Diözesanbischof allen Frauen und Männern ausgesprochen, welche mit einer bischöflichen Missio im Dienst der Kirche stehen.

Gudula Metzel, Regionalverantwortliche der Bistumsregion St. Verena, ist Präsidentin der Vorbereitungsgruppe des Jubiläums 40 Jahre Lientheologinnen und Lientheologen im Bistum Basel. In der Vorbereitungsgruppe für beide Jubiläumsanlässe wirken mit: Sibylle Hardegger, Bistumsregionalverantwortliche St. Urs, Antonie Aebersold-Stängl (Gemeindeleiterin in Frutigen und Co-Dekanatsleiterin Berner Oberland), Claudia Schuler-Schwabenhaus (Pastoralassistentin in Gempfen), Alois Reinhardt-Hitz (Leiter der Seelsorgestelle Betagtenseelsorge Eichhof, Luzern), Martin Berchtold-Eng (Dekanatsleiter Aarau und Pastoralassistent in Suhr-Gränichen).

Erste bischöfliche Missio

Die erste bischöfliche Missio an einen Laientheologen wurde durch Bischof Anton Hänggi im Jahr 1970 erteilt. 1972 veröffentlichte er die «Richtlinien für die Anstellung von Laientheologen im Bistum Basel». Die Bezeichnung «Pastoralassistent/Pastoralassistentin» wurde jedoch erst gegen Ende der 1970er-Jahre gebräuchlich. Es folgte eine Experimentierphase mit verschiedenen Modellen der Zusammenarbeit zwischen Presbytern und Laientheologinnen bzw. -theologen. Der erste Gemeindeleiter wurde im Jahr 1977 als Pfarrhelfer bezeichnet. In diesem Jahr wurde auch die Institutio eingeführt, jene verbindliche Form des dauernden kirchlichen Dienstes. 1988 wurde zum ersten Mal einer Frau die «besondere Verantwortung für eine Pfarrei» übertragen. Die Bezeichnung Gemeindeleiter/Gemeindeleiterin führte Bischof Otto Wüst 1992 ein. Für den Einsatz der Gemeindeleiter/-innen gelten die von Bischof Kurt Koch 2001 verabschiedeten Richtlinien «Amt und Gemeindeleitung heute».

Die Fahrt im Schiff der Kirche wagen

Seit 40 Jahren wagen Frauen und Männer, Mütter und Väter diese Fahrt im Schiff der Kirche. Von der Geburt ins Leben bis zu jener zweiten Geburt in die Ewigkeit hinein begleiten sie Jung und Alt, unterrichten auf allen Klassenstufen, bereiten Kinder, Jugendliche und Erwachsene auf die Sakramente vor und gestalten verschiedenste Liturgien. Es ist eine Freude, mit Menschen Leben und Glauben zu feiern. Gleichzeitig ist es eine Herausforderung, in einer priesterarmen Zeit dafür besorgt zu sein, dass der für die Pfarrei zuständige Priester bekannt ist und einbezogen wird für die Spendung der Sakramente. Hier besteht die Spannung. Denn Gläubige suchen die Sakramente und die Begegnung mit dem gekreuzigten und auferstandenen Christus. Wo diese nicht mehr angeboten werden können, da sind sie für die seelsorgerliche Begleitung, Führung und Animation durch die Laientheologinnen und -theologen dankbar. In der Zukunft wird es nötig sein, dass die Getauften den Geschmack auf das Wort Gottes noch mehr neu entdecken, dort, worin wir die Orientierung für den Lebensweg finden.

Kooperative Verantwortung auf allen Ebenen des kirchlichen Lebens

Pfarrhäuser sind heute auch von Familien bewohnt, und eine Pastoral der Kooperation prägt das kirchliche Leben. Den Laientheologinnen und -theologen sind in Zusammenarbeit mit den Priestern auch Leitungsaufgaben in der Pastoral auf allen Ebenen des kirchlichen Lebens anvertraut. Gemeinsam stehen sie in den Aufgaben des Verkündigungs-, Heiligungs- und Hirtendienstes, beraten die Bischöfe in ihren Entscheidungen und tragen die Kirche gemeinsam mit ihnen. Bei all dem geht es darum, das rechte Verhältnis zwischen Gesetz und Heil zu wahren und die Spannung auszu-

halten zwischen den grossen Zielen und den kleinen Schritten. Denn der Mangel an Pfarrern führt dazu, dass Laientheologinnen/Laientheologen nicht selten Aufgaben erfüllen müssen, wozu eigentlich die Ordination notwendig wäre. Probleme der Identität und Abgrenzung sind häufig die Folge. Umso dringlicher ist es, zu einer eigenen Spiritualität der Laien zu finden.

Identität der Laientheologinnen und Laientheologen

Die Kirchenkonstitution LG 37 beschreibt einen vertrauten Umgang von Laien und Presbytern, ohne genau die Aufgaben zu benennen. Es ist die Achtung und die Würde voreinander, welche einander Freiheit und Raum für das je eigene und des anderen Handeln lassen. Dieses Verhältnis ist kein Unterwerfungsverhältnis, auch nicht eine Herabstufung. Denn für alle gilt: Die Kirche ist wie auch der Glaube etwas Geschenktes. Niemand macht sich selbst zum Christen. Indem Menschen in unterschiedlichen Diensten und Ämtern an der Sendung Jesu Christi teilnehmen, bilden sie eine Solidargemeinschaft, die mit ihrem Leben und ihrer Sendung antwortet und am Heilswerk Gottes teilhat. Alles gibt es nur in Gemeinschaft mit dem Ganzen, die einen nicht ohne die anderen, eine Geschwisterlichkeit geht jeder Unterscheidung voraus. Als Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Bischofs ist die Kirchengliedschaft deshalb immer ein gemeinsames Werk von Amt, Dienst und Leben, welches wir alle von unserem heiligen Gott her denken, leben und entscheiden. Für alle ist es eine Herausforderung, darin zu seiner je eigenen Identität zu finden, jenseits von Verkürzungen auf Macht, Klerikalismus oder Beamtentum. Das Konzil jedenfalls mutet der Kirche viel zu.

Getragen von Christus

Gerade in stürmischen Zeiten können Dank und Begegnung für den gemeinsamen Weg im kirchlichen Dienst stärken. Die See ist manchmal ruhig, oft stürmisch, zu Zeiten auch feindlich. Hin und wieder scheint es, als ob die Orientierung fehle. Es ist Gottes Geistkraft, welche das Schiff in Bewegung hält. Es ist eine spannende Entdeckungsfahrt, mit einem Kapitän unterwegs zu sein, der das Schiff der Kirche durch das Meer der Zeit führt. Alle in der Kirche sind gefordert, Hand anzulegen und dieses neue Paradigma zu gestalten. In einer kooperativen Pastoral geht es darum, das Amt der Presbyter und die Aufgaben der Gläubigen, insbesondere die der Laientheologinnen und -theologen mit Respekt zusammenzubringen. Die Zeit wird zeigen, ob wir auf der Grundlage des Konzils mit unserer je eigenen Sendung der Kirche und der Welt einen Dienst erweisen. Miteinander legen Menschen auf dieser Schiffsfahrt Hand an, um das Ziel zu erreichen. Sie lassen sich in all dem tragen vom Holz des Kreuzes und vom Glauben an den Auferstandenen.

Gudula Metzler

BERICHT

AMTLICHER TEIL

BISTUM SITTEN

ALLE BISTÜMER

«Die kirchliche Begräbnisfeier»

Die zweite authentische Ausgabe des Rituale «Die kirchliche Begräbnisfeier in den Bistümern des deutschen Sprachgebiets» ist in den Bistümern der Schweiz seit Aschermittwoch 2010 verpflichtend. Seit seinem Erscheinen löste das Rituale jedoch Unmut und Kritik aus, was eine Überarbeitung erforderlich macht. Deshalb verlängern die Schweizer Bischöfe und Äbte die rechtmässige Gültigkeit des Begräbnis-Rituale von 1972/1973 um zwei Jahre bis zum ersten Adventssonntag 2011.

Dr. Felix Gmür, Generalsekretär der SBK

BISTUM BASEL

Neuwahl in der Leitung des Dekanates Region Bern – Amtsperiode bis 2014

Der Bischof von Basel, Msgr. Dr. Kurt Koch, hat gemäss Vorschlag der Dekanatsversammlung und nach Rücksprache mit dem Bischofsrat Herrn Pfarrer Georges Schwickerath (Bruder Klaus) zum Leitenden Priester des Dekanats Region Bern und Herrn Diakon Dr. Bernhard Waldmüller, Gemeindeleiter (St. Antonius v.P.) zum Dekanatsleiter des Dekanats Region Bern ab 1. September 2010 bis 30. Juni 2014 ernannt. Diese Ernennung erfolgt gemäss Dekret vom 16. Juni 2010.

Bischöfliches Ordinariat
Hans Stauffer, Sekretär

Bistumsregionalverantwortliche Sibylle Hardegger demissioniert

Sibylle Hardegger, seit August 2002 Mitglied der Bistumsleitung, hat ihre Demission eingereicht. Nach zwei Jahren Mitarbeit im Bischöflichen Vikariat Pastoral und sechs Jahren in der Bistumsregionalleitung St. Urs wird Sibylle Hardegger neue Herausforderungen in anderen kirchlichen Aufgabenfeldern im Ausland wahrnehmen.

In Absprache mit Bischof Kurt Koch wurde die Demission auf Ende des Jahres 2010 eingereicht. Über die Nachfolge von Sibylle Hardegger wird zu einem späteren Zeitpunkt informiert.

Giuseppe Gracia, Kommunikationsbeauftragter

Ausschreibung

Die auf den 1. März 2011 vakant werdende Pfarrstelle St. Stephan Beromünster (LU) im Seelsorgeverband Beromünster/Gunzwil-Neudorf-Schwarzenbach wird für einen Pfarradministrator zur Wiederbesetzung ausgeschrieben (siehe Inserat).

Interessenten melden sich bitte bis zum 13. August 2010 beim Diözesanen Personalamt, Baselstrasse 58, 4500 Solothurn, oder per E-Mail personalamt@bistum-basel.ch.

BISTUM CHUR

Ordinariatsferien

Büros in Chur

Die Büros des Bischöflichen Ordinariates und der Bischöflichen Kanzlei Chur sind vom Freitagabend, 23. Juli 2010, bis Montagmorgen, 9. August 2010, geschlossen. Ein Mitglied des Bischöflichen Ordinariates ist für dringende Fälle jeweils vom Montag bis Freitag, vormittags von 9.30 Uhr bis 10.30 Uhr und nachmittags von 15.30 Uhr bis 16 Uhr, über die Telefonnummer 081 258 60 00 erreichbar. Mitteilungen über die Faxnummer 081 258 60 01 oder per E-Mail kanzlei@bistum-chur.ch sind jederzeit möglich.

Bischöfliches Archiv

Das Bischöfliche Archiv Chur (BAC) bleibt vom 2. August 2010 bis und mit 30. August 2010 für die Benutzer geschlossen.

Generalvikariat Urschweiz

Das Büro des Regionalen Generalvikariates bleibt vom Freitagabend, 23. Juli 2010, bis Montagmorgen, 16. August 2010, geschlossen. Für Notfälle während dieser Zeit kann man sich an die Bischöfliche Kanzlei in Chur (siehe Hinweise oben) wenden.

Generalvikariat Zürich/Glarus

Das Büro des Generalvikariates ist während den Sommerferien zu den üblichen Bürozeiten geöffnet.

Chur, 24. Juni 2010

Bischöfliche Kanzlei

Ernennungen

Der Bischof von Sitten, Msgr. Norbert Brunner, hat folgende Ernennungen für den französischsprachigen Teil des Bistums vorgenommen:

– Robert Zuber, Pfarrer der Pfarrei Ste-Croix, Siders; Milan Galinac, Pfarrer von Chippis; Jean-Marie Cettou, Pfarrer von Veyras, Miège und Venthône, sind zu Pfarrherren in solidum für die Pfarreien der Region Siders ernannt worden. Robert Zuber übernimmt zusätzlich die besondere Verantwortung für die Pfarrei Ste-Catherine. Zudem wird er zum Dekan des Dekanates Siders ernannt.

Luc Devanthéry, Pfarrer der Pfarreien Chandolin, Saint-Luc und Ayer, übernimmt zusätzlich die Pfarreien Vissoie und Grimontz.

– Bernard de Chastonay, Jean-Pierre Lugon und Charles Affentranger (bisher in solidum für die Territorialpfarreien von Sitten) übernehmen zusammen mit Léonidas Uwizeyimana (bisher Pfarrer von Arbaz) solidarisch zusätzlich die Pfarrei St-Léonard.

– Jean-Michel Moix, bisher Pfarrer in solidum der Pfarreien Granges und Grône, wird Pfarrer der Pfarreien Saint-Martin, Nax, Vernamiège und Mase.

– Marie-Joseph Huguenin, bisher Pfarrer in solidum der Pfarreien Fully, Saillon und Leytron, wird Pfarrer von Arbaz (70%) und Auxiliar in Savièse (30%).

– Sylvain Gex-Fabry, Neupriester, wird Vikar in den Pfarreien Ste-Croix und Ste-Catherine in Siders.

– Vincent Lafargue, Neupriester, wird Vikar in den Pfarreien von Monthey und Choëx.

– Nicolas P. Ammann, Auxiliar im Teilzeitamt in den Pfarreien Miège, Veyras und Venthône, wird ein Teilzeitamt in den Pfarreien Ste-Croix, Ste-Catherine in Siders und in den Pfarreien der Region des Eifischtales übernehmen.

– François-Xavier Attinger, bisher Pfarrer in solidum der Pfarreien von Monthey, Choëx, Collombey und Muraz, wird Auxiliar im Teilzeitamt (30%) in den Pfarreien Monthey und Choëx.

– Pierre-André Gauthey, Vikar in der Kathedralpfarre von Sitten, übernimmt im Teilzeitamt (20%) die Gehörlosenseelsorge.

Auf Vorschlag und mit Mgr. Joseph Roduit, Abt von St-Maurice, haben Bischof Norbert Brunner und Mgr. Joseph Roduit folgende Ernennungen vorgenommen:

– Charles Neuhaus CRA, Pfarrer in solidum der Pfarreien der Region von St-Maurice, und Olivier Roduit CRA, zurzeit in der Abtei von St-Maurice tätig, werden (zusammen mit Michel de Kergariou CRA, bisher) Pfarrer in

Portal kath.ch

Gratisinserat

Das Internet-Portal der Schweizer Katholiken/Katholikinnen

solidum der Pfarreien Aigle, Bex, Leysin-Les Ormonts, Ollon (VD), Roche und Villars-Gryon.

– *Olivier Roduit* CRA ist zudem zum Dekan des Dekanates Aigle ernannt worden.

– *Dominique Theux*, bisher Pfarrer der Pfar-

reien St-Martin, Max, Vernamiège und Mase, wird Auxiliar in den Pfarreien Vollèges, Bagnes und Verbier.

– *Cyrille Rieder* CRA, bisher Pfarrer in solidum der Pfarreien Vollèges, Bagnes und Verbier, wird Pfarrer in solidum der Pfar-

reien Massongex, Vérossaz, Evionnaz, Lavey, Outre-Rhône, Vernayaz und St-Maurice (mit besonderer Verantwortung für St-Maurice). Die Ernennungen treten grundsätzlich am 1. September 2010 in Kraft.

Diözesaner Informationsdienst

BÜCHER

Wissen und Weisheit

Alois M. Haas: Wind des Absoluten. Mystische Weisheit der Postmoderne? (Johannes Verlag Einsiedeln) Freiburg i.Br. 2009, 160 S.

Der Leser könnte sich erschlagen vorkommen von der Belesenheit und Gelehrsamkeit des Autors, aber dieser erspart ihm mit seinen lichtvollen Hinweisen und vielen Zitaten eine eigene Lektüre der Hunderte von Werken, die da versammelt werden, und eröffnet ihm doch einen Spalt in eine bunte Welt. Es geht im Grund um die «Sagbarkeit des Unsagbaren», ein Problem, das Dichter, Philosophen, Theologen seit je umtreibt. Immer wieder begegnet einem irgendwie «das Absolute» – soll ich es in der Beliebigkeit schwimmen lassen oder ihm sprachlich Konturen geben? Letztlich ist es so, dass die Mystiker aller Zeiten und Kulturen sich dem Problem gestellt haben, und einige Figuren treten hier auf und werden fesselnd dargestellt, vom Zen-Buddhismus über Meister Eckhart und den Hl. Johannes vom Kreuz bis heute in die Diskussionen der so genannten Post-Moderne, eine Denkströmung, die eben an die Moderne anschliesst, aber noch nicht recht benannt werden kann. Mit Spürsinn deckt Alois Haas das hohle Geschwätz vieler Mode-Denker auf, und mit Ingrimme geisselt er das abscheuliche Gebaren der Finanzwelt, die kaltschnäuzig die Welt ins Verderben reitet. Er sieht eben überall Zusammenhänge, und so wie dieser Germanist und Philosoph (= Liebhaber der Weisheit) sich um die Weltwirklichkeit kümmert, müssten die Wirtschafts- und Politikverantwortlichen sich um die Überlieferung kümmern, die versucht, mit den schwachen Mitteln der Sprache das Absolute ge-

genwärtig zu halten und es in den Alltag einzubringen. Für bedächtige Lektüre eine bereichernde Beschäftigung! *Iso Baumer*

125 Jahre Heilsarmee

Glauben und handeln. Die Geschichte der Heilsarmee in der Schweiz, Bern 2009, 165 Seiten (zu beziehen über die Kommunikationsabteilung der Heilsarmee, Postfach 6575, 3001 Bern, info@swi.salvationarmy.org).

Vor zwei Jahren konnte die Heilsarmee in der Schweiz ihr 125-jähriges Bestehen feiern (vgl. SKZ 175 [2007], Nr. 20,). Auf dieses Jubiläum hin hat sie ihren Auftrag mit dem Motto «glauben und handeln» auf den Begriff gebracht. Unter dem gleichen Titel legt sie nun auch die Geschichte dieser 125 Jahre vor. Es ist keine geschichtswissenschaftliche Arbeit, sondern eine themenorientierte Chronik, zweisprachig und ansprechend illustriert. Für die ersten 100 Jahre wurde die schon früher veröffentlichte, aber vergriffene Darstellung von Kommissär Robert Chevalley übernommen. Anlässlich des 100-jährigen Bestehens wurden für die Zukunft der Gemeinschaft und ihres Handelns Empfehlungen erarbeitet. In ihrer Darstellung der letzten 25 Jahre beschreibt Kommissarin Rosemarie Fullerton-Steck, was aus diesen Empfehlungen geworden ist, wie sich die Unternehmensstruktur, die Geschäftsleitung und das Erscheinungsbild verändert haben, wo Neuland betreten wurde und wo überkommene Methoden angepasst wurden. Für den ausserstehenden Beobachter ist die rasche und gründliche Professionalisierung im letzten Zeitabschnitt am auffälligsten. Diese reicht von der Ausbildung bis zur Führung der Sozialwerke. So konnte zum Beispiel der neu konzipierte Diplomkurs

des Heilsarmee-Bildungszentrums in Basel, der ehemaligen Offizierschule, im April 2009 als Bachelor of Arts in Christian Leadership von der Middlesex Universität in England validiert werden. Ob der Professionalisierung im ganzen Sozialbereich die Aufmerksamkeit für den konkreten Mitmenschen

in Not nicht zu vernachlässigen, ist für die Heilsarmee als «Kirche mit sozialem Gewissen» eine tägliche Herausforderung. Dabei können ihr die Leitbilder, die auf christliche Werte Bezug nehmen, sowie das Glaubensbekenntnis, die im Anhang dokumentiert sind, eine Hilfe sein. *Rolf Weibel*

Autorinnen und Autoren dieser Nummer

Dr. Iso Baumer
rue Georges-Jordil 6
1700 Freiburg
iso.baumer@bluewin.ch
Dr. Angela Büchel Sladkovic
Rain 11a, 3063 Ittigen
buechel.sladkovic@bluewin.ch
Gudula Metzel-Vitalowitz
Bischöfsvikariat St. Verena
Bahnhofplatz 9, 2502 Biel
gudula.metzel@bistum-basel.ch
Dr. Hans A. Rapp
Diozesanhaus, Bahnhofstrasse 13
A-6800 Feldkirch
hans.rapp@kath-kirche-vorarlberg.at
Prof. Dr. Ursula Rudnick
Wittekindstrasse 15
D-30449 Hannover
Ursula.Rudnick@gmx.de
Arnold B. Stampfli
Felsenegg, 8739 Rieden
felseneegg@bluewin.ch
Dr. Rolf Weibel
Wächselacher 24, 6370 Stans
dr.rolf.weibel@bluewin.ch

Schweizerische Kirchenzeitung

Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge

Amtliches Organ der Bistümer Basel, Chur, St. Gallen, Lausanne-Genf-Freiburg und Sitten

Mit Kipa-Woche
Redaktion Kipa, Bederstrasse 76,
Postfach, 8027 Zürich
E-Mail kipa@kipa-apic.ch

Redaktion

Maihofstrasse 76
Postfach 4141, 6002 Luzern
Telefon 041 429 53 27
E-Mail skzredaktion@lzmedien.ch
www.kirchenzeitung.ch

Redaktionsleiter

Dr. Urban Fink-Wagner EMBA

Redaktionskommission

Prof. Dr. Adrian Loretan (Luzern)
Abt Dr. Berchtold Müller OSB (Engelberg)
Pfr. Heinz Angehrn (Abtwil)

Herausgeberin

Deutscheschweizerische Ordinariatenkonferenz (DOK)

Herausgeberkommission

Generalvikar Dr. P. Roland-Bernhard Trauffer OP (Solothurn)
Pfr. Luzius Huber (Kilchberg)
Pfr. Dr. P. Victor Buner SVD (Amden)

Verlag

LZ Fachverlag AG
Sihlbruggstrasse 105a, 6341 Baar
E-Mail info@lzfachverlag.ch

Stellen-Inserate

Telefon 041 767 79 03
Telefax 041 767 79 11
E-Mail skzinserte@lzfachverlag.ch

Kommerzielle Inserate

Telefon 041 370 38 83
Telefax 041 370 80 83
E-Mail hj.ottenbacher@gmx.net

Abonnemente

Telefon 041 767 79 10
E-Mail skzabo@lzfachverlag.ch

Abonnementspreise

Jährlich Schweiz: Fr. 153.–
Ausland zuzüglich Versandkosten
Studentenabo Schweiz: Fr. 89.–

Gesamtherstellung

Multicolor Print AG

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Nicht angeforderte Besprechungsexemplare werden nicht zurückgesandt. Redaktionsschluss und Schluss der Inseratenaufnahme: Freitag der Vorwoche, 12.00 Uhr.

Versilbern Vergolden Reparieren Restaurieren



Ihre wertvollen und antiken Messkelche, Vortragskreuze, Tabernakel, Ewiglichtampeln und Altarleuchter restaurieren wir stilgerecht und mit grossem fachmännischem Können.

SILBAG AG

Grossmatte-Ost 24 · 6014 Littau
Tel 041 259 43 43 · Fax 041 259 43 44
e-mail info@silbag.ch · www.silbag.ch

Ihre Hilfe zählt! Konto 60-295-3

Damit Kirchen, Klöster und Kapellen lebendige Gotteshäuser bleiben.

www.im-mi.ch



Gratisinserat

IM – das Schweizerische
katholische Solidaritätswerk
Tel. 041 710 15 01



Mein eigenes Exemplar
skzabo@lfzfachverlag.ch

AZA 6002 LUZERN

8702 / 128

Abtei

Kloster

8840 Einsiedeln

SKZ 26 1. 7. 2010

000001630

000128



www.kinderhilfe-bethlehem.ch



Kinderhilfe **Bethlehem**
Wir sind da.

**Stell dir vor, dein Kind ist krank
und es gibt keinen Arzt!**

Gratisinserat

Kinder leiden unter der Ungerechtigkeit des Nahost-Konflikts. Helfen Sie kranken Kindern und Not leidenden Familien. Unterstützen Sie das Caritas Baby Hospital in Bethlehem.

Winkelriedstrasse 36, Postfach, 6002 Luzern
Tel. 041 429 00 00, info@khhb.ch

Jede Spende hilft! PK 60-20004-7



Kirchenverwaltung
St. Stephan
6215 Beromünster

Kirchgemeinde St. Stephan Beromünster

Beromünster liegt im luzernischen Michelsamt und bildet mit den Pfarreien Neudorf und Schwarzenbach einen Seelsorgeverband. Die Pfarrei St. Stephan ist

eine lebendige, aufgeschlossene Pfarrei, die Sorge trägt zu bewährten, religiösen Traditionen und gleichzeitig mit Offenheit dem Neuen begegnet.

Infolge Pensionierung unseres Pfarrers suchen wir per 1. März 2011 oder nach Vereinbarung einen

Pfarradministrator (100%)

Wir wünschen uns:

- eine begeisterungsfähige und offene Persönlichkeit
- Kontaktfreude und aufmerksame Seelsorge für alle Altersgruppierungen der Pfarrei
- Führungsfähigkeit, Teamfähigkeit und Belastbarkeit
- Fähigkeit, Tradition mit den Bedürfnissen der Gegenwart zu verbinden

Wir bieten Ihnen:

- eine verantwortungsvolle Aufgabe, mit Leitung des Seelsorgeverbandes
- motiviertes Seelsorgeteam
- Mitarbeit eines Salesianer-Paters zu 80%, als Vikar
- gut funktionierende Infrastruktur
- aktiver und unterstützender Pfarreirat und Kirchenrat
- zahlreiche ehrenamtlich engagierte Menschen und viele Gottesdienstbesucher/innen
- neue Pfarrhauswohnung
- Anstellungsbedingungen nach den Richtlinien der röm.-kath. Landeskirche des Kantons Luzern

Weitere Informationen zu unserer Pfarrei können Sie der Internetseite www.beromunster.ch (Rubrik Kirchgemeinde St. Stephan) entnehmen oder unser Pfarreiprofil anfordern.

Wir freuen uns auf Ihr Interesse und stehen Ihnen für weitere Auskünfte gerne zur Verfügung: Anita Estermann-Egli, Kirchenratspräsidentin, Telefon 041 930 38 92, E-Mail ap.estermann@bluewin.ch, oder Pfarrer Otmar Scherrer, Pfarramt, 6215 Beromünster, Telefon 041 930 15 41.

Ihre schriftliche Bewerbung richten Sie bitte an das Personalamt des Bistums Basel, Baselstrasse 58, Postfach, 4501 Solothurn, mit Kopie an die Kirchenratspräsidentin, Anita Estermann-Egli, Gstell, 6222 Gunzwil.

Schweizer Opferlichte EREMITA

direkt vom Hersteller

- in umweltfreundlichen Bechern – kein PVC
- in den Farben: rot, honig, weiss
- mehrmals verwendbar, preisgünstig
- rauchfrei, gute Brenneigenschaften
- prompte Lieferung



Senden Sie mir Gratismuster mit Preisen

Name _____

Adresse _____

PLZ/Ort _____

Lienert-Kerzen AG, Kerzenfabrik, 8840 Einsiedeln
Tel. 055 412 23 81, Fax 055 412 88 14

LIENERT KERZEN